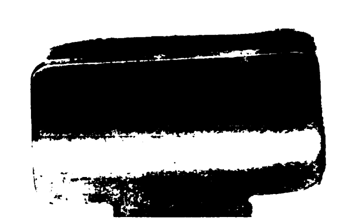
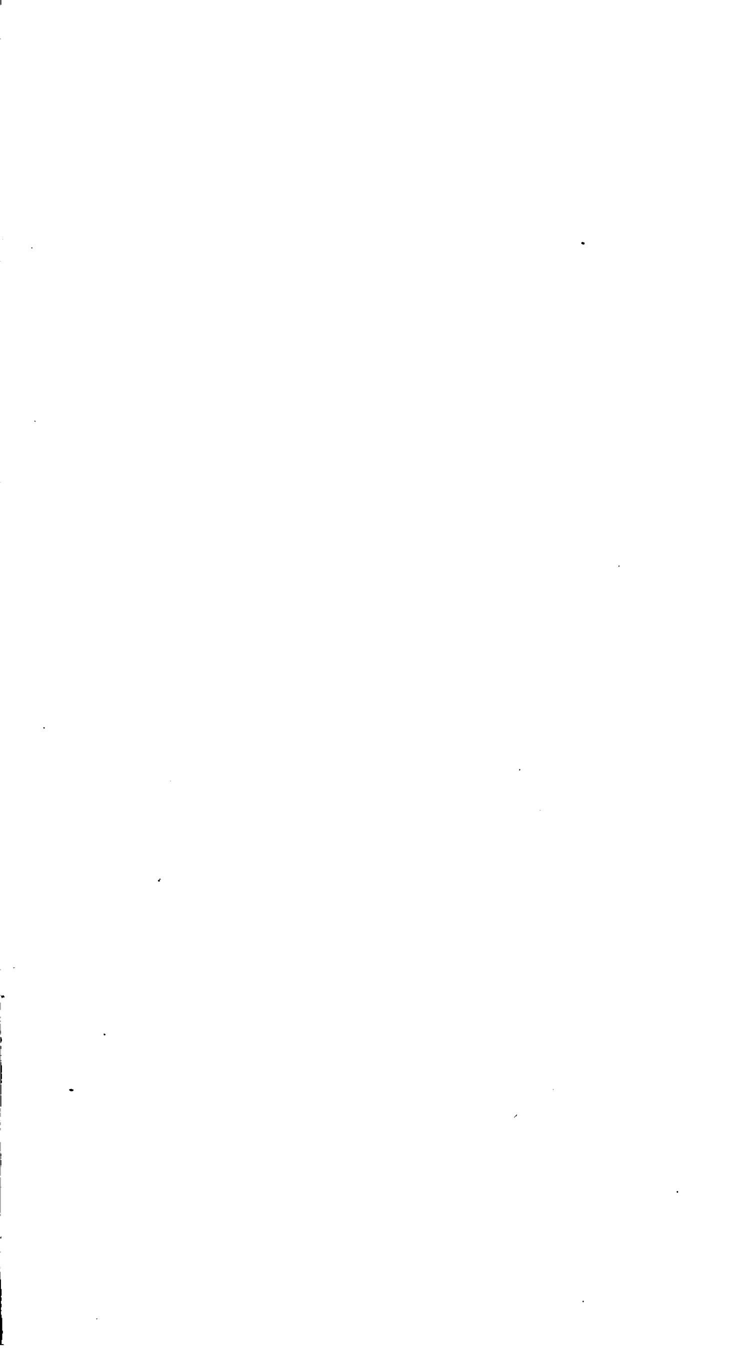

UC-NRLF
$B 269 102
YA 05924





Reise

in

meinem Zimmer

in den Jahren 1812 und 1813.

Von

Friedrich David Jaquet.

Dans maint auteur, de science profonde,
J'ai lu, qu'on perd à trop courir le monde.

GRESSET.

Mit einem Berichte ans Publicum von Professor Burdach.

Riga,
gedruckt bey Wilhelm Ferdinand Häcker.
1813.

Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung bewilligt, daß nach Abdruck, und vor dem Debit derselben, ein Exemplar davon für die Censur-Committee, eins für das Ministerium der Aufklärung, zwei für die öffentliche Kaiserliche Bibliothek, und eins für die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, an die Censur-Committee eingesandt werden.

Dorpat, den 20. Novbr. 1813.

Prof. K. F. Burdach.

Bericht ans Publicum,

vom

Professor Burdach.

Die Jugend, welche ernstern und tiefern Sinnes sich wendet zur Wissenschaft, gedenket freudig der Zukunft, in welcher sie wird mitwürken können, daß die Ideale der Wahrheit und der Gerechtigkeit in der Welt verwirklicht werden, und daß bey allem Wechsel äusserer Dinge in des Menschen Brust das Hohe und Heilige gleich herrschend stets sich behaupte.

Aber verdüstert war vor noch kurzer Zeit dieser Blick in die kommenden Tage. Dasjenige Volk, welches seit jeher sich auszeichnete durch zu hohe Schätzung des äussern Scheins; welches, von Eitelkeit beherrscht, nur darnach trachtete, durch gefällige Formen den Ruf der Liebenswürdigkeit und durch Prunk und Flimmer die Bewunderung der Menge zu erlan-

gen; welches bey seiner Verstandescultur, die gemeine Klugheit für das Höchste hielt, und durch schlaue Gewandtheit die Meynung der Welt zu beherrschen, und allerley äußere Vortheile sich zu verschaffen wußte: dieses Volk sah seine Tendenz bis zum Zerrbilde ausgeführt in seinem Haupte. Der im Sturme der Staatsumwälzung zum Herrscher empor Gestiegene fand keine innre Größe in sich, um an dem Glücke der Völker, an der freyen Entfaltung und lebendigen Wechselwürkung der Kräfte, und am Gedeihen des Guten und Schönen sich zu erfreuen, sondern suchte seine Größe nur im Raume, und sein Glück in der Zahl seiner Sklaven. Damit seine unbändige Selbstsucht und sinnlose Herrschgier ihren Zweck erreiche, mußte das Gefühl für Wahrheit unter den Menschen ausgerottet, der Sinn der Nationalität vertilgt, der Keim der Begeisterung für alles Große und Edle erstickt werden; blendende Formen wurden dagegen ersonnen, die Völker zu täuschen, und dem Talente, welches sich dazu verstand, zum Verrathe der Menschheit mitzuwürken, ward Glanz und Beute zugesichert. — Es erhob sich ein Schauder erregendes Reich des Trugs und des Egoismus, welches, immer weiter um sich greifend, die Menschheit zu vergiften drohte. Die frechste Lüge herrschte; von allem Ehrwürdigen blieb nur der entweihte Namen als Gaukelspiel für den gedankenlosen Haufen; das Vertrauen wurde verhöhnt; der Schwur galt, so lange er nützte; die Ungerechtigkeit siegte, bald durch Gewaltthat, bald durch Arglist, und alle Greuel wur-

den mit hoch tönenden Phrasen verbrämt, den Schwachen zu bethören, den überdies der glückliche Erfolg blendete.

Da mußte der Jüngling, der in seines Gemüthes heiliger Tiefe für das Ideale entbrannte, wohl mit Trauern seiner Zukunft gedenken, und der frohe Lebensmuth drohte, ihn zu verlassen, denn wenn nicht durch der Völker gemeinsamen Willen ein besseres Zeitalter herbeygeführt wurde, so konnte er nur Untergang wählen, oder Verleugnung des edelsten Strebens und feile Unterwerfung gegen den Götzen der Habgier und Ruhmsucht.

Daß dies Gefühl mächtig die Zöglinge der Wissenschaft bewegte, erkannte der spähende Unterjocher selbst sehr bald; deutlich sprach er seinen Haß gegen alle höheren Lehranstalten aus, wo die Jugend nicht blos zu einem einzelnen Staatszwecke abgerichtet, sondern zu einer umfassenden Bildung des Geistes und des Herzens erregt wird. Dagegen zeigten sich auch die Universitäten würdig, von dem Tyrannen gehaßt zu werden, indem sie mit Begeisterung Theil nahmen an dem letzten, ernstesten Kampfe, der nicht blos gegen Eroberungssucht gefochten wurde, sondern auch gegen einbrechende sittliche, religiöse und philosophische Barbarey, welche durch die Schminke der Cultur um Vieles zerstörender und giftiger seyn mußte, als die gemeine Rohheit.

Ich darf es rühmen, daß auch die Zöglinge der Universität zu Dorpat, deren Mitglied zu seyn ich in den letzten Jahren das Glück hatte, eine lebendige

Theilnahme an dem großen Kampfe für die edelsten und wahrhaftesten Güter der Menschheit bewiesen. Als das Vaterland von Gefahren bedroht wurde, traten Mehrere von ihnen in die Reihen der Landesvertheidiger; Einige mit dem Vorsatze, nach glücklich beendigtem Kriege, in die akademische Laufbahn zurückzukehren. Fast Alle, die das Studium der Heilkunst beendigt hatten, folgten dem Heere als Aerzte; und Mehrere, die noch nicht so weit vorgeschritten waren, unterbrachen ihre Studien auf einige Zeit, und gingen in die benachbarte Provinz, wo für die Zahl der erkrankten Krieger die Hülfe der vorhandenen Aerzte unzureichend war, um zu helfen, so viel sie vermochten. Die Uebrigen suchten durch Darreichung einer bedeutenden Summe, dazu beyzutragen, daß das Elend der durch den Krieg verarmten Landsleute gemildert werde. . . . .

Rußland siegte; der Feind entfloh von seinen Gränzen, und es trat der Zeitpunkt ein, wo Preußen zum längst ersehnten Kampfe sich verbünden konnte. Glühender noch, als Rußland, vom Unterjocher gehaßt, und minder gesichert, ging dieser Staat mit vollem Bewußtseyn in den Kampf auf Leben und Tod. Da flammte der Nationalsinn hoch auf und Ein Sinn belebte Aller Herzen. Männer aus allen Ständen gingen voran, und die streitkräftige Jugend strömte aus den Hallen der Wissenschaft, aus den Tempeln der Kunst, aus den gewerbsamen Werkstätten, aus den stillen Kreisen des Familienlebens hervor zu den Waffen. Die Armen wetteiferten mit den Reichen

in Opfern für die gemeinsame Sache. Die Frauen entkleideten sich ihres Schmuckes: ach! den köstlichern Schmuck ihres Lebens, den Bräutigam, den Gatten den Sohn, gaben sie heldenmüthig dahin zum Streite fürs Vaterland.

O! herrliche Zeit! Ueberschwenglich entschädigst du den Freund der Menschheit für die Trauer der frühern Jahre!

Die hohe Achtung, mit welcher jeder gemüthvolle Mensch auf Preußen blickte, erfüllte auch die Zöglinge unsrer Akademie. „Aber," sagten sie, „sollen wir, nachdem zunächst das Vaterland gerettet ist, nun ganz müssig zusehen, wie unser edles Nachbarvolk, für seine Freiheit mit nie erhörter Anstrengung fechtend, auch zur künftigen Sicherung der Selbstständigkeit Rußlands mitwürkt? Können wir uns selbst genügen in unthätiger Bewundrung des hochherzigen Volkes? Nein! lasset uns, die wir für unser Vaterland unsre Kräfte bilden, als Symbol der Theilnahme am heiligen Kampfe, den Bundesgenossen einen Theil unsers Besitzes reichen, damit die Braven inne werden, wie auch in fremdem Lande ihr hoher Sinn erkannt wird; damit sie ahnend empfinden, wie auf gleiche Weise ferne Jahrhunderte ihrer gedenken werden; damit endlich auch für unsre spätern Lebenstage das Bewußtseyn uns erhebe, daß wir nicht unwürdig waren, Genossen der großen Zeit zu seyn, sondern nach unsern Kräften, und in Angemessenheit des Kreises, in welchen die Natur uns stellte, mitzuwürken strebten zur Förderung des großen Werks!"

So denkend, gesellten sich zu den Herren Baer, Ulmann und Hartmann mehrere Studirende und sandten 565 Rubel als Beytrag zu Bestreitung der Bewaffnungskosten nach Preußen. Und Einer von ihnen, Herr Jaquet, trat zu mir und sprach: „In Manchem unserer Mitbürger lebt ein gleiches Gefühl, aber der Anlaß mangelt ihnen, es in die That übergehn zu lassen. Ist es nicht gut, diesen Anlaß darzubieten? — In müßiger Stunde schrieb ich einige Bogen zu eigner Erheiterung. Das unreife Product jugendlicher Phantasie würde ich den verdienten Tod der Vergessenheit sterben lassen. Könnte es aber nicht als Mittel dienen, ein Streben in mir, dessen Reinheit ich erkenne, zu verwürklichen? Und sollten diese Blätter, an sich bedeutungslos, nicht schonender Nachsicht bey dem Sinnigen sich erfreuen, wegen des edlern Samens, den sie schirmend in sich schließen und nähren? Von Andern mag mein Unternehmen bespöttelt werden: das Bewußtseyn meines Wollens erhebt mich darüber. Die Art der Ausführung kann getadelt werden: aber mögen Reichere an Geist und Erfahrung Größeres leisten; das Scherflein von dem, der jetzt nicht mehreres bieten kann, mit freudigem Herzen zu hohem Zwecke dargereicht, wird nicht verschmäht vom richtigern Schätzer der Dinge.“

Solchem Vorhaben konnte ich nicht entgegen seyn. Auch erkannte ich, daß die erwähnte Schrift, wenn auch ihr Inhalt im Einzelnen zu jenem großen Zwecke nicht ganz passend seyn mochte, auf dem poetischen Gedanken beruhe, wie das Gemüth seine

Freyheit behaupte im Drange der Umstände und in sich eine Quelle von Genüssen finde, wenn auch äussere Verhältnisse die Erfüllung der liebsten Wünsche verhindern; und wie endlich die Natur verwürklicht, was die Phantasie früher erschuf. — So übernahm ich denn gern mit dem Geschäfte des Empfanges eingehender Gelder, die Pflicht, dem Publicum Rechenschaft von ihrer Verwendung abzulegen, deren ich mich hierdurch entledige.

Herr Bürgermeister Linde, Herr M. Schulz, Herr v. Baer und Herr Kellner in Dorpat, Herr Schulinspector v. Gisevius in Mitau, Herr Pastor Doebner zu Calzenau, Herr David Jaquet in Jakobstadt interessirten sich besonders für das Unternehmen, durch Sammlung von Pränumeration. Die sämmtlichen Theilnehmer sind folgende.

In Alt-Pebalg Hr. Pastor Schilling. Hr. Candidat Napiersky.

In Bauske Hr. Pastor Pavian. Hr. Probst Tilling.

In Calzenau Hr. Pastor Döbner. Hr. Major v. Kahlen.

In Dorpat Friedrike v. Anrep, 2 Exemplare. Hr. Stud. v. Baer. Frau Majorin v. Borg. Hr. Stud. v. Borg. Hr. Hofgerichtsassessor v. Brasch. Hr. Stud. Brutzer. Hr. Baron v. Budberg. Hr. Stud. Cedergren. Hr. Collegienrath Professor Deutsch. Hr. v. Eggs. Hr. Eberhard Fliedner. Hr. Stud. Fowelin. Hr. Ludwig v. Gavel. Hr. Bürger Gengelbach. Hr. Hof-

rath Professor Grindel, 2 Exemplare. Hr. Stud. Grüner. Hr. Stud. v. Grünewaldt. Hr. Stud. Hartmann. Hr. Kaufmann F. J. Herrmann. Hr. Stud. Hippius. Hr. Bürger Huhle. Hr. Bürger Kranhals, 2 Exempl. Hr. Kaufmann Krifzoff. Hr. Stud. Kyber. Hr. v. Kymmel sen. Hr. Bürger Lange, 2 Exempl. Hr. Bürgermeister Linde, 2 Exempl. Hr. Landrath von Löwenstern. Hr. Kaufmann Loschkeit. Hr. Director v. Meiners. Hr. v. Meiners. Hr. Stud. Nelkerdt. Hr. Baron v. Nolke, 2 Exempl. Hr. Kaufmann J. A. Pabo. Hr. Stud. Pander. Hr. Stud. Petzoldt. Hr. Bürger Reiche. Hr. Stud. Riesenkampf. Hr. Rathsherr Rohland. Hr. Bürger Schumann. Hr. Zeichnenlehrer Senff. Hr. Strauß, 3 Exempl. Hr. Collegiensecretair Strus. Hr. Stud. Ulmann. Hr. Stud. H. Walter. Hr. Stud. Walter. Hr. Apotheker Wegner, 2 Exempl. Hr. Stud. Wichmann. Hr. Bürger Wolff. Hr. Stud. v. Zaremba. Hr. Apothekergehülfe Zirg. Eine ungenannte Dame, 5 Exempl.

In Endenhoff Fräulein v. Brunnow.

In Fellin Hr. Arrendator Galefsky.

In Grenshof Hr. Pastor Bursy.

In Hasenpoth Hr. Manngerichtsassessor v. Rahden.

In Jakobstadt Hr. Doctor Eichler. Hr. David Jaquet. Hr. Disponent Ludwig.

In Kannapäh Hr. Consistorialrath und Probst v. Roth.

In Mitau Hr. Collegienassessor und Ritter v. Beckmann. Hr. Oberhofgerichtsadvocat Bärrmann. Hr. Collegiensecretair Diedrichs. Hr. Kreisschullehrer Frühns. Hr. Schulinspector v. Gisevius. Hr. Doctor Gründladt. Hr. Consistorialrath und Probst Huhn. Hr. Pastor Kähler. Hr. Candidat Langwald. Hr. Kreislehrer Mohr. Hr. Doctor Ockel. Hr. Rath Polasowsky. Hr. Canzleysecretair Proctor. Hr. Elementarlehrer Synkowius. Hr. Peters-Steffenhagen. Hr. Regierungsassessor v. Tieden. Demoiselle Zöpfel.

In Mohilew Hr. Bürger Brennig. Hr. Stabschirurg Frikel. Hr. Apotheker Gartmann. 2 Ex. Hr. Obristen v. Kahlen. Hr. Collegienrath v. Kruse. Hr. Mertens. Hr. Doctoren Neugeboren. Hr. Chirurg Schröter.

Auf der Insel Mone Hr. v. Buxhöwden.

In Nötgenshof Hr. Kreismarschall v. Brümsen.

In Oberwahlen Hr. Karl v. Wahl.

In Odensee Hr. Hofgerichtsassessor von Zöckel.

In Pernau Hr. Buchdrucker Marquart.

In Petersburg Hr. Geheimer Rath und Ritter Baron v. Vietinghof.

In Rappin Hr. Baron Friedrich v. Löwenwolde.

In Reval Hr. Secretair v. Albaum. Madam Asmuth. Hr. Candidat Asmuth. Hr. Kaufmann Koch. Madam Koch, geb. Wetterstrand. Demoiselle Dorothee Koch. Hr. Doctor u. Notar Luther. Hr. Doctor und Kreisarzt Richter. Hr. Rath und Regierungs-Executor Rosmarjen. Demoisell Karo-

line Segelbach. Hr. Rath und Gouvernements-secretair Steinberg. Hr. Secretair und Oberlandgerichtsadvocat Stillmark. Hr. Secretair Tiedebohl. Hr. Oberlehrer Wehrmann. Demoisell Dorothea Amalia Wetterstrand. Demoisell Julie Wetterstrand. Herr Collegiensecretair Wohlert. Hr. Karl v. Wrangel.

In Riga Hr. Kaufmann Friedrich Bidder. Hr. Kaufmann Georg Bidder. Hr. Hofrath Doctor Kauzmann, 2 Exempl. Hr. Regierungssecretair v. Paufler. Hr. Kaufmann Smolian. Hr. Handlungsbeflißner v. Stein.

In Ronneburg Hr. Kaufmann Zuckerbecker.

In Smilten Hr. Arrendator Bandau, 2 Exempl.

In Szagarn Hr. Galking.

In Talsen Hr. Doctor Attelmayer.

In Terbenshof Hr. Arrendator Schultz.

In Tuckum Hr. Probst Pussin.

In Wenden Hr. Landgerichtsmundsch Stolz.

In Zarsko-Selo Hr. Hofrath Professor von Hauenschild.

Diese 131 Interessenten haben auf 145 Exemplare zu 5 Rubel B. A. die Summe von 725 Rubel B. A. pränumerirt.

Davon sind 1) laut Quittung an Herrn Buchdrucker Grenzius in Dorpat, für den Druck der Ankündigung und der Empfangscheine, gezahlt worden 28 Rubel; 2) an Herrn Buchdrucker Häcker in Riga für den Druck und die Versendung dieser Schrift laut Quittung 297 Rubel. 3) Endlich sendete Herr

Jaquet 400 Rubel an den Consul Herrn Johann Ludwig Ellinger nach Riga, mit der Bitte, diese Summe im Namen einiger hiesiger, für den Sieg der Freyheit und Gerechtigkeit sich interessirender und die Anstrengungen der Preußischen Nation achtender Landeseinwohner an das Königl. Preußische Militairgouvernement zu Berlin als Beitrag zu den Kriegskosten zu befördern. Nach Herrn Ellingers Berechnung betrug jene Summe nach Abzug von Provision und Porto hundert Thaler Preußisch Courant, und diese wurden durch die Herren Fetschow und Sohn zu Berlin an das dortige Militairgouvernement ausgezahlt, laut unten stehenden bezeugenden Schreibens und Quittung.

Dorpat, den 20. November 1813.

Professor Burdach.

An den Herrn Friedrich David
Jaquet Wohlgebohrn
zu Dorpat.

Es gereicht uns zur ganz besondern Genugthuung, auch aus weiter Ferne Beweise thätiger Theilnahme an dem Fortgange der guten Sache zu erhalten, und sind wir Euer Wohlgebohren dankbar verpflichtet für das unterm $\frac{21.\text{ September}}{3.\text{ October}}$ eingesandte Geschenk zu den Kriegsrüstungen. Wir ersuchen Sie, den edlen Gebern unser vollkommnes Anerkenntniß ihrer guten Gesinnungen zu bezeugen, und fügen Quittung über die Summe bey, welche pflichtmäßig zu ihrer Bestimmung verwendet werden soll.

Wir versichern Sie bey dieser Gelegenheit unserer besondern Hochachtung.

Berlin am 18ten October 1813.

Allerhöchst verordnetes Militairgouvernement des Landes zwischen der Elbe und Oder.

L'Estocq. Sack.

Daß ich diejenigen Einhundert Rthlr. in Courant, welche der Consul Herr Ellinger in Riga, pr. Anweisung auf das hiesige Handlungshaus Fetschow und Sohn, in Auftrag des Herrn Jaquet zu Dorpat, zu Bestreitung der Kriegskosten, als patriotischen Beytrag eingesendet hat, dato von den Herren Fetschow und Sohn eingezogen habe, bescheinige ich hiermit und quittire dankbarlich.

Berlin den 13. October 1813.

Hausmann.

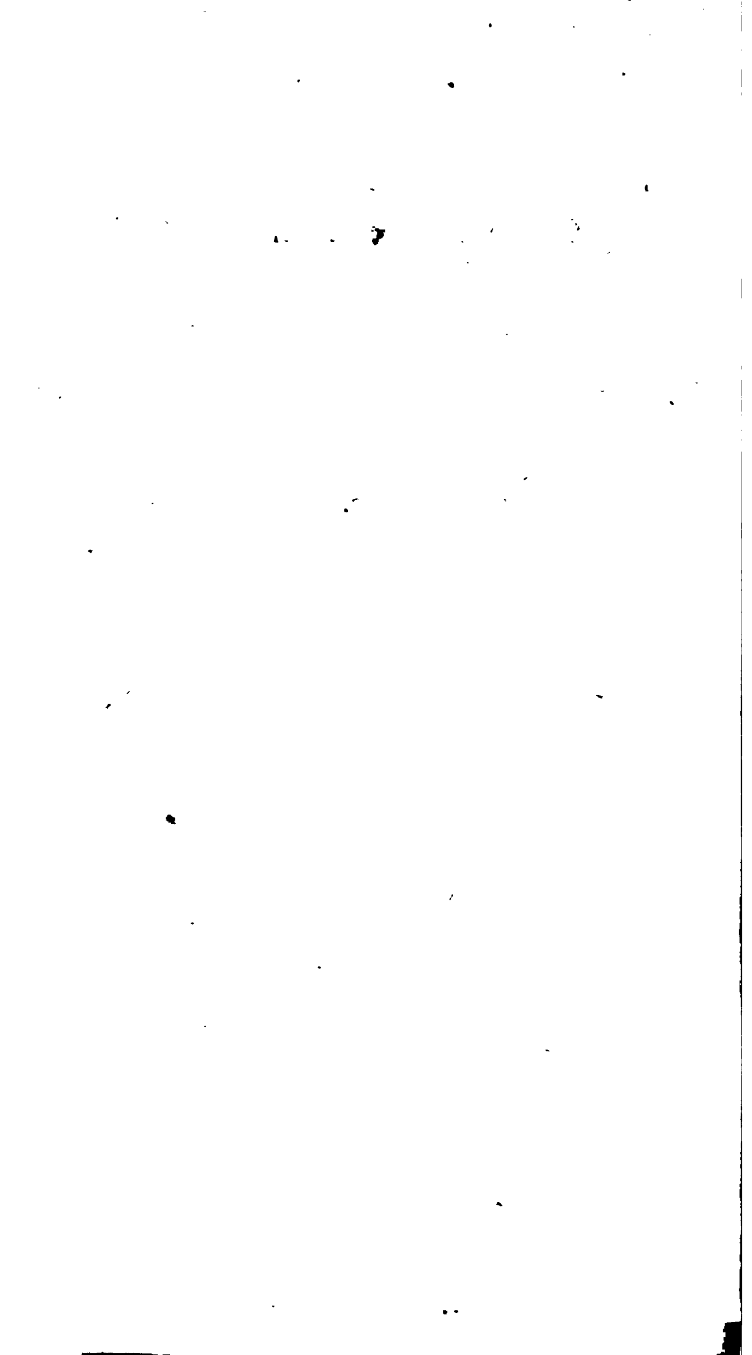
Reise
in
meinem Zimmer
in den Jahren 1812 und 1813.

Erster Theil.

Vorrede.

Siehe pag. 3.

Nachricht an den Buchbinder.



Erstes Kapitel.

Keine Vorrede.

Sie würden sehr Unrecht thun, meine Leser! wenn Sie durch den scheinbaren Widerspruch, womit diese Schrift beginnt, sich zum Unwillen reizen ließen. Der Verfasser hat nämlich durch diese Wendung sowohl sein Interesse, als das seiner Leser bedacht, und er bildet sich nicht wenig darauf ein, daß er auf gute Art sich aus einem schlimmen Handel gezogen hat.

Hat ein Buch eine Vorrede, so liest sie jetzt kein Mensch mehr. Sonst war das anders. Da durfte keins ohne Vorrede erscheinen, und je länger und breiter diese war, desto besser war die Meinung, welche man von dem Buche selbst faßte. Daher ließen sich Viele, die es nicht zu verstehn glaubten, selbst ihren Geisteskindern zu ihren weiten Wanderungen einen guten Geleitsbrief mit auf den Weg zu geben, eine Vorrede von schon bekannten Männern schreiben. Späterhin aber, als die Leser merkten, daß hinter der Vorrede etwas Gefäl-

ligeres kam, das man auch ohne die Vorrede gelesen zu haben, genießen könne, überschlugen sie diese, als eine überflüßige Sache, rührte sie auch vom berühmtesten Manne her. Den Autoren that es nun um das verlorne Papier, den Druck und das Kopfbrechen Leid, und sie gaben ihre Schriften ohne Vorrede heraus. Das war aber den Lesern wieder nicht recht. Der Verfasser schien ihnen eine Unhöflichkeit dadurch begangen zu haben, daß er sie nicht besonders begrüßte.

Dies veranlaßte mich nun zur Erfindung einer Vorrede, die Trotz allen Widerwärtigkeiten, welche sich ihr in den Weg stellen würden, doch ihren Zweck erreichen müßte, nämlich eine, die so kurz ist, daß der Leser sie auch bei dem besten Willen nicht überschlagen könnte, und doch lang genug, um ihn auf das Kapitel aufmerksam zu machen, das, wie die Ueberschrift sagt, keine Vorrede seyn soll.

Unter der Firma des ersten Kapitels darf ich aber wohl über die Entstehung dieses Werkchens etwas sagen.

Ich hatte mich während sechs Monaten ununterbrochen — die paar Stunden täglich etwa ausgenommen, welche es machen, daß wir überirdische Wesen in der Naturgeschichte der Thiere auch die unsrige finden — von fünf Uhr des Morgens bis zehn Abends ernstlich beschäftiget, einzusammeln die köstlichen

Gaben, welche Minerva beut, und der Ring an meinem Finger war loser geworden, und der Schlafgott mit seinen Schlummerkörnern sparsamer. Da glaubte ich nun mit allem Rechte wieder etwas Theil nehmen zu dürfen an den geselligen Freuden dieses Lebens, welche ich während dieser sechs Monate hatte entbehren müssen. Im älterlichen Hause, im Kreise theurer Bekannten war es, wo ich reichliche Schadloshaltung aller Opfer hoffte. Allein die Umstände schienen sich verschworen zu haben, mir ein so rechtmäßig zukommendes Vergnügen zu entziehn, indem sie mir nicht nur die Reise nach dem Orte versagten, wo ich diese Vergnügungen, welche meiner Seele schon mit allen Farben lebendig vorschwebten, genießen konnte; sondern mich sogar gewissermaßen völlig in mein Zimmer bannten. Ich meinerseits nahm mir vor, ihnen den Spaß wenigstens in etwas zu verleiden, indem ich beschloß, gerade aus dem, was sie mir recht eigentlich zum Verdruß hatten geben wollen, mein Vergnügen zu ziehn. Mein Vortheil dabey war, außer dem beabsichtigten Vergnügen, noch der, daß dieses Buch entstand. Und am Ende, als die Umstände sahen, daß mit mir nichts anzufangen sey, gestanden sie mir sogar das Vergnügen zu, wogegen sie sich früher so sehr aufgelehnt hatten.

Indem ich Sie nun, meine Leser, zur

Lectüre dieses Werkchens einlade, glaube ich dies mit gutem Gewissen thun zu können; denn, denke ich mir, entweder sind Sie klüger als ich oder nicht. Im letzten Falle können Sie also von mir lernen; im ersten wird Ihnen dieses Buch, wie ich hoffe, auf eine angenehme Art sagen, daß Sie klüger sind. Plinius erzählt von sich, er läse kein Buch ohne Nutzen; so müssen Sie also auch aus dem meinen Nutzen ziehn, wäre es auch auf Kosten desselben.

Was Sie, meine Herren, gelehrte oder ungelehrte Kritiker, anlangt, so muß ich Ihnen nur sagen, daß dieses Buch für Sie gar nicht paßt, oder vielmehr, daß Sie zu diesem Buche nicht passen. Sie wissen ja wohl, daß zu der Gesellschaft, in welcher frohe Laune und unschuldiger Muthwille herrscht, der nicht gehört, welcher alles in der Welt nur deswegen hört und liest, um Fehler auszugattern, und nur deswegen spricht oder schreibt, um seiner Galle einen Ausweg zu verschaffen. Darum meine ich, meine Herren, Sie blieben lieber ganz weg von diesem Buche. — Allein, Sie lassen sich nicht rathen. Nun so übergebe ich es Ihnen denn auf Discretion.

Zweytes Kapitel.

> Rosen auf den Weg gestreut,
> Und des Harms vergessen!
> Eine kurze Spanne Zeit
> Ward uns zugemessen.
>
> Hölty.

Der zwanzigste December war da, und mit ihm der Anfang der Winterferien dieser Universität. Es war ein schöner Tag, und so heiter, als die Luft, waren auch fast alle Gesichter meiner akademischen Freunde. An diesem Tage war eine Periode in der akademischen Bildung vollendet, und ein starker Schritt zur Erreichung der Bestimmung gethan; mit ihm begann eine Zeit, der Erhohlung gewidmet; und diese sollten sie im theuren, langentbehrten Aelternhause und in seiner trauten Nachbarschaft genießen. Mehrere Wochen konnten sie sich jetzt ganz dem Vergnügen hingeben, sie, denen sich, als akademischen Jünglingen, weit mehr Wege zum Vergnügen als

andern darboten. Kaum konnten sie auch den Schlitten erwarten, der sie in die freudige Heimath führte. Endlich erscheint er. Ein freudiges Lebewohl erschallt dem Zurückbleibenden, der Schlitten eilt dahin, und der Zurückgebliebene verfolgt ihn mit wehmüthigen Blicken, bis er den Augen entschwindet.

Auch ich gehörte, leider! zu denen, welche das freudige Lebewohl nur mit einem traurigen erwiederten, und sich alle die Freuden lebendig vorstellten, welche auch sie in heimathlichen Kreisen genießen würden, wenn sie nur hinreisen könnten.

Meine Verdrüßlichkeit stieg von Tag zu Tag und war endlich auf den höchsten Gipfel gediehen, so daß ich mich schon geneigt fühlte, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, wie man Fälle der Art nicht selten hat. Soll man sich durch einen einzigen Würfelfall des Schicksals verstimmen lassen? fragte ich mich, und fing schon an, alle die Vortheile, aufzuzählen, welche meine Lage gewährte.

Wie eingeschränkt an Kopf und Herz muß man auch nicht seyn, wenn man nur in einer einzigen Zusammenstellung der Umstände vergnügt seyn kann? Warum muß es denn gerade eine Reise seyn, die beglückt? Und soll dies zu gewissen Zeiten auch schon der Fall seyn — warum denn nur eine Reise von gewisser Art? Reise ich denn nicht wirklich, ob-

gleich ich mich nicht von meinem Stuhl bewege? Die Erde dreht sich um ihre Axe und dann um die Sonne. Bey der Gelegenheit lege ich in jeder Stunde walzend mehrere tausend Meilen in dem weiten Himmelsraume zurück, und sollte das Himmelsgewölbe, das sich mir bey dieser Weltreise zur Aussicht darbietet, ein schlechterer Prospekt seyn, als ein irdisches Plätzchen, und weniger Beachtenswerthes haben?

„Es ist aber der achtundzwanzigste December, und zum Beobachten aller herrlichen Gegenstände ihrer Himmelsreise etwas zu kalt."

Nun so nehme ich eine Reise in meinem warmen Zimmer vor. Sollte die etwa nicht auch besehenswerthe Dinge genug enthalten? Fand Krummacher in dem Wörtchen und Stoff genug, um ein Buch über dasselbe zu schreiben; that Glankenberg dasselbe über die langen Nasen; schreiben sechsundzwanzig Männer in eben so vielen Büchern über Perücken*): so denke ich, kann mir die Reise auf meinem Zimmer auch keine Langeweile verschaffen, und sie zu machen ist mir wohl eben so gut verstattet, als Swiften eine in den Mond.

Also das andere Extrem war da, und die Reise begann.

*) Krünitz Encyclopädie, Art. Perücke. (108. Th. p. 669.)

Drittes Kapitel.

Die Vorbereitungen.

Mein erstes Geschäft war, meine Equipage in Stand setzen zu lassen. Der Wagen bedurfte neuer Räder und die Pferde mußten beschlagen werden.

„Wie," fragen mich meine Leser ganz erstaunt, „Sie haben auch Wagen und Pferde zu ihrer voyage de poche? — Das mögen wohl welche von Pygmäen seyn?"

Ich bitte um Verzeihung! Es ist eine Equipage, wie Sie sich eine wohl wünschen mögen. Wie sollte ich auch meine Reise zu Fuße machen? In welchem Lichte erschiene ich Ihnen — ein armseliger Fußgänger! Nein, ich habe ein niedliches Cabriolet und ein Paar hübsche Pferde. Ich will sie Ihnen gleich, nebst dem Wagen, vorführen; ja ich will Ihnen, was doch alles Mögliche ist, sogar eine Vorlesung darüber halten. Doch dazu muß ich wohl ein neues Kapitel anfangen.

Viertes Kapitel.

Hinz und Kunz.

Hinz.

Weißt Du auch, Kunz, daß das Meer salzig ist.

Kunz.

Hab was davon gehört.

Hinz.

Weißt Du aber auch, woher das kommt?

Kunz.

Weiß nicht. Die Gelehrten sollen sich aber stark die Köpfe darüber zerbrechen.

Hinz.

Und's liegt doch ganz nahe! Von den Heringen, Kunz, ist das Meer salzig!

Kunz.

Ey, das ist ja auch wahr, Hinz!

Elisabeth, die Königinn von England, wird einstimmig für das erste Weib gehalten; während man sich noch streitet, wer der größte

Mann gewesen sey. Von dem größten Weibe steht zu erwarten, daß es alle Eigenthümlichkeiten seines Geschlechts im höchsten Grade besitze, und so verhält es sich hier auch wirklich.

Unter den vielen wohlthätigen Verordnungen, die diese Königinn ergehen ließ, befand sich auch eine, welche der damals sehr herrschenden Ausschweifung im Putze Schranken setzen sollte. Sie kehrte sich natürlich an die Verordnung nicht; sondern trieb die Ausschweifung bis zu einem kaum glaublichen Grade. Alle Trachten und Modearten wurden versucht, um immer im Reize der Neuheit zu erscheinen: so sah man sie heute in einem italiänischen, morgen in einem spanischen Anzuge, u. s. f. Diese Anzüge wurden natürlich keiner Kammerdienerinn zu Theil; sondern alle in der Garderobe aufbewahrt; und nach ihrem Tode fand man deren dreytausend darin.

In einer Audienz, welche sie einer Gesandtschaft der Niederlande gab, erlaubte sich ein junger Holländer dieser Gesandtschaft, über den Eindruck, welchen sie auf ihn gemacht hatte, mit einem neben ihm stehenden Engländer zu scherzen. Du-Maurier sagt von ihrem Gespräche, daß es un discours de jeunesse gewesen sey, qu'on peut mieux penser que représenter*). Dem Scharfblicke der Königinn

*) Ein Jugendgespräch, daß sich besser denken, als erzählen läßt.

war die Beziehung dieses Gesprächs auf sie nicht entgangen, und sie drang nach geendigter Audienz auf eine Art in den Engländer, ihr das gehabte Gespräch wiederzugeben, daß es ihm unmöglich war, auch nur eine Sylbe zu verschweigen. Elisabeth, statt dem jungen Holländer einen derben königlichen Verweis zu geben, freute sich über den bewirkten Eindruck so sehr, daß sie ihm eine goldne Kette von 1600 Thaler an Werth gab, während die übrigen Gesandten eine von halbem Werthe erhielten.

Eine unbekannte Anecdote von Katharina der Zweyten.

Auf einem Balle, den die Stadt Wilna dieser Fürstin auf ihrer Durchreise gab, befanden sich natürlich auch einige von den Herren, welche in der Ueberzeugung fortleben, daß den Kopf ein Hahnenkamm besser als eine Wissenschaft kleide, und die ganze Würde des Mannes im Frack bestehe. Einer von ihnen ließ sich's besonders ein angelegentliches Geschäft seyn, sich mit der Kaiserin zu unterhalten, und rühmte sich nachher ihrer besondern Gewogenheit. Dies kam zu ihren Ohren, und sie beschloß, ihm wirklich einen Beweis ihres Wohlwollens zu geben. Ein Adjutant erhielt ein Päckchen, mit dem Auftrage, es dem jungen

Manne einzuhändigen. Er fand ihn gerade in einer Gesellschaft. Der junge Mann öffnet im höchsten Entzücken das Packet und findet — ein Abcbuch!

In England, in der Grafschaft Wihenover, ward vor einiger Zeit eine ganz sonderbare Stiftung, die Eheleute betreffend, errichtet. Sie bestand nämlich darin, daß einem Ehepaare, welches durch den Eid Zeugniß von völliger Einigkeit während Jahresfrist ihrer Ehe ablegen konnte, zur Belohnung eine Seite Speck öffentlich, bey Gelegenheit einer Volksfeyerlichkeit, bekommen sollte. Man setzte wahrscheinlich die Prämie ehelichen Glückes deswegen nicht höher, weil man die zu großen Kosten einer allzustarken Concurrenz fürchtete. Allein in einem ganzen Jahrhundert fanden sich nur zwey Paare, die Ansprüche auf den Preis hatten. Das eine Paar davon bestand aus einem Schiffshauptmann und seiner Gattin, welche er, einer Reise wegen, den Tag nach der Hochzeit verlassen mußte, und zu der er erst nach einem Jahre wieder zurückkehrte; das andere aus einem höchst phlegmatischen Mann und aus einem Weibe, das — stumm war.

Fünftes Kapitel.

Erklärungen.

Die meisten Menschen denken, dem Schriftsteller sey das Schreiben so leicht, als dem Copisten das Abschreiben, und können nicht begreifen, wie das eine Arbeit zu nennen sey. Da setzt der Schriftsteller sich hin, meinen sie, gleichviel zu welcher Zeit und zu welcher Arbeit, und schreibt den Bogen unter ununterbrochenem Rauschen der Feder voll. Allein man wird wohl anderer Meinung, wenn man sich die Stirne reibt, die Augen zuthut und wieder öffnet, die Feder bis zur Hälfte abkaut und der rechte Gedanke immer noch nicht da ist.

In einer solchen mislichen Lage schrieb ich, hochzuehrender Leser! das vorige Kapitel; ich konnte mit der Vorlesung noch nicht dienen. Sie werden übrigens, wenn Sie das Kapitel nur mit einiger Aufmerksamkeit gelesen haben, darin nicht ein blosses sinn- und zweckloses Zusammenstoppeln von einigen Anecdoten und

ein Schärflein zur Hinzokunziana gefunden haben; sondern einen ganz fein versteckten Sinn. Wo nicht, so lesen Sie das Kapitel noch einmahl; und finden Sie ihn noch nicht, so können Sie darauf schwören, daß er gut versteckt seyn muß, da gar keiner darin zu finden ist.

Außer dem habe ich mir noch mit jenem Kapitel ganz besonders Ihre Gewogenheit erwerben wollen, da ich willens bin, supplicando einzukommen. Die Vorlesung macht mir nämlich gar zu vieles Kopfbrechen — ich bitte unterthänigst um Erlassung derselben —

„Nein das geht nicht an!"

Aber ich bitte ganz ergebenst. Bedenken Sie nur, wie ist es möglich, daß ich eine Vorlesung über Wagen halten könnte. Wäre es noch über den Ursprung der Erde oder über den jüngsten Tag —

„Das geht uns nichts an; daß ist Ihre Sache! Wer hat Sie gebeten, uns eine Vorlesung zu versprechen? allein da Sie es einmahl gethan haben; so müssen Sie auch Wort halten."

Nun gut, ich will Ihnen eine Vorlesung halten, daß Ihnen angst und bange werden soll!

Sechstes Kapitel.

Ueber Wagen.

Eine Vorlesung.

Um eine Equipage ist es eine wichtige Sache. Darüber sind wir wohl alle, meine hochzuehrenden Anwesenden, sowohl Diejenigen von uns, welche eine Equipage besitzen, als die, welche dieses Vortheils verlustig gehn, einig.

Auch geschieht fast nichts Großes und Schönes, wozu nicht eine Equipage erforderlich wäre. Die Alten gaben ihren mächtigsten und furchtbarsten Göttern Wagen und Pferde. Jupiter, der höchste der Götter, fuhr daher im Himmel spatzieren, daß es donnerte. Jupiters Bruder, Neptun, der Gott des Meeres, der Erdbeben Urheber, erster Zähmer der Pferde, sitzt da auf einem Wagen mit wilden Rossen bespannt in den Fluthen — sie eilen daher, und Wellengebirge entstehn, die alles zertrümmern, was sich ihnen naht. Aber auch Aurora, das reizende Mädchen, wenn sie mit

ihren Rosenfingern die Thore des Himmels geöffnet hat, fährt am Firmamente daher auf dem goldenen Wagen, mit stattlichen Rossen bespannt, und der Tag entsteht mit allen seinen großen Folgen.

In den verschiedensten Zeitaltern hat der Wagen dem Menschen immer als etwas Großes gegolten.

Bey den Völkern des Alterthums bedeutete ein Wagen auf Medaillen, mit Pferden, Löwen oder Elephanten bespannt, die Vergötterung eines Menschen überhaupt; mit Maulefeln bespannt, die Vergötterung einer Prinzessin. Der triumphirende römische Feldherr stand auf einem vergoldeten Wagen; die Rosse lenkte er selbst.

In einer Zeit des Mittelalters war es nur großen Standespersonen zu fahren erlaubt. Ja auch diesen war es untersagt, sobald sich in der Gegend der Kaiser oder sonst ein hoher Landesfürst befand. Nur ihm und den Doctoren war es dann gestattet[1]), und noch ist es nicht sehr lange her, daß in Hamburg das Fahren allgemein erlaubt wurde.

Auch heut zu Tage hat die Equipage die nämlichen Vorzüge. Zu Fuß erjagt nie Jemand ein großes Glück, wäre er auch Fuß=

[1]) De honorat. vehic. lib. II. Pacianus de Probat. lib. II. c. 41. n. 151. Limnaeus in Jur. Publ. lib. VIII. c. 8. n. 118.

gänger wie Seume. In Indien stürzen sich die Leute voll hoher Begeisterung unter die Räder des Wagens, der die Götzen bei Festtagen herumführt, um durch den Tod, welchen er ihnen herbeyführt, in das Himmelreich zu gelangen. Ja, auch wir bedienen uns gewissermaßen der Wagen zu einem gleichen Zwecke.

In einem solchen Lichte erscheinen uns die Wagen bey näherer Betrachtung.

Wie sich einst Männer um die Ehre, Aspasia's Vater zu seyn, stritten; so stritten sich Nationen um die Ehre der Erfindung des Wagens. Griechen, Aegypter, Perser und Chinesen machen alle Ansprüche auf dieses Verdienst. Jede dieser Nationen hat ein wichtiges Ereigniß in ihrer Geschichte aufzuweisen, welche die Veranlassung zur Erfindung des Wagens wurde.

Die Römer und Griechen verwandten eine zweckmäßige Pracht auf ihre Wagen. Sie hatten silberne[2]) und goldene[3]) Wagen; ja selbst welche, die mit Edelsteinen ausgelegt waren[4]).

Mannigfaltige Veränderungen sind mit den Wagen seit ihrem Entstehen vorgenommen worden. Hundert Namen nennen nicht alle Arten derselben.

Jede Veränderung in einer wichtigen Sache

---

2) Vospiscus in vita Aureliani.
3) Lampridus in vita Heliogabali.
4) Ammian. lib. 14. 5; Plin. VII. sect. 57.

ist von Wichtigkeit. Auch hat bey den Veränderungen im Baue der Wagen die Geschichte in mancher Rücksicht ihre Pflicht erfüllt. So nennt sie uns z. B. den Erfinder des erhöhten Kutschersitzes; dies ist ein Aetolier, Namens Oxilus[5]): einen gewissen Chlistenes von Sicyon[6]), der eine Veränderung an der Deichsel gemacht haben soll, u. s. w.

Verschieden waren die Thiere, deren man sich sonst zum Ziehen der Wagen bediente.

Das Gespann bestand aus Pferden, Maulthieren, Hunden, Elephanten, Hirschen; ja selbst Tigern und Löwen[7]), und endlich selbst Menschen, besonders Sclaven. Sesostris aber, König von Aegypten, ließ einmahl seinen Triumphwagen von überwundenen Königen ziehn[8]).

In den neuern Zeiten haben berühmte Männer, Männer, deren Geist ihrem Zeitalter vorangeeilt war, sich beschäftigt, den Wagen einen höhern Grad von Vollkommenheit zu verschaffen. Besonders waren sie bemüht, ihnen eine solche Einrichtung zu geben, daß sie sich durch eigene Kraft, ohne fremde Beyhülfe bewegten, und ihre Bemühungen sind nicht fruchtlos geblieben.

---

5) Alexander Sardus de inventoribus rerum.

6) Salmasius ad Solinum. p. 897.

7) Lamprides in vita Heliogabali.

8) Lucanus Pharsal. lib. X. v. 273.

Der erste, welcher den Vorschlag zu einem solchen Wagen machte, war der berühmte Roger Baco, der im 13ten Jahrhunderte lebte; der erste, welcher ihn ausführte, Simon Stevin, ein bekannter Mathematiker des 16ten Jahrhunderts. Dieser erfand wirklich einen Wagen, der vermittelst eines Segels, ohne animalische Beyhülfe, sich so schnell bewegte, daß er, beladen mit acht und zwanzig Personen, einen Weg von vierzehn Meilen in zwey Stunden durchlief. In Schewelingen ist er als Merkwürdigkeit aufbewahrt.

Mehrere Schriftsteller sprechen mit Begeisterung von diesem Wagen. Hugo Grotius hat eine Fahrt, die er auf demselben gemacht, besungen. Das Gedicht ist zu interessant, als daß ich es nicht verdeutscht Ihnen mittheilen sollte.

„Die Reise auf dem segelnden Wagen[*]."

Wunder besing' ich, doch hab' ich's selber mit Andern gesehn:
Wenn ich es nicht gesehn, hätt' ich es nimmer geglaubt.
Gegenüber dem westlichen Theil des Batavischen Landes
Dehnt ein Ufer sich aus, (also benennt man es auch)
Wo von dem blauen Britannien uns abschneidet die Woge

[*]) Poëmata omnia Grotii.

Und von den Fluthen umsäumt lieget die grünende Flur.
Hier bespült der Vater Oceanus sandige Flächen,
Bald ausbreitend und bald wieder bezähmend die Fluth.
Selber setzte sich Schranken Neptun, und zwischen den Mauren
Angeborenen Wall's stürmet der Meeres-Orkan.
Nah' liegt unserem Haag die Schevelingische Küste,
Dieser mit Fischen der See reichlich versehene Ort.
Willst Du eilen von hier nach Petten und Zypens Gefilden —
Vierzehn Meilen fürwahr messen die Strecke kaum aus,
Welche ja Iphiclus kaum in zweien Stunden durchwandelt,
Oder auch Lados, bekannt wegen des hurtigen Laufs.
Dieser Weg nun war zu durchfliehn mit dem Wagen; wir alle
Saßen, und vor uns lag Himmel und Ufer und Meer;
Und wir sahn, wie die Segel, vom Winde gehoben, sich blähten;
Sahn, wie der Pharus, das Schiff flohen und Schefflingens Flur. —
Gleichsam zürnend, daß nicht die gehörigen Lasten er führte,
Schallte von murrendem Lärm rings die umgebende Luft.
Anders brüllt fürwahr nicht der Gnossische Pfeil, den vom Bogen
Wirbelnd schleudert die Hand eines Sermaten empor;
Oder wenn Nassau's Held an des Rheinstroms Wogen einherblitzt

Und das Eisen umhertreibet sulphurische Fluth.
Doch da fortgeführt, wir die erste Gewalt des Orkanes
Jetzo besiegt, und darauf sichrer begannen zu gehn,
Unter dem Rauschen der Luft und zurückgebliebener Winde,
Fühlten von Kälte wir nichts mehr an dem flüchtigen Rad.
Jetzo forschten umsonst wir nach dem verlornen Südwind,
Und die hurtige Luft konnte nicht folgen dem Lauf.
Wie auf dem Sommergefilde zu schweigen pflegen die Winde,
Schwiegen sie hier, wohin immer die Axe uns trug.
Kaum ist ähnlich dem Schatten die Spur, wenn etwa der Sand nicht
Einmal auf lockerem Grund hemmet die schleunige Flucht.
Wolken von Staub und Schaum, aus dem Cythere hervorging
Peitscht uns jetzo nebst stürmischem Regen den Mund;
Muscheln regnet es nun, und ein Meer mit dem Ufer vermischet:
Lybiens Syrten gleicht dieses Getobe zumeist.
Noch behielt ein Bezirk der Catten die alte Benennung,
Und der späteren Zeit Ahnen verkündet er noch.
Hieher kamen, gesandt vom Hercynischen Walde, (so heißt es)
Landbebauer, woher stammt das Batavische Volk.
Hier war Cajus Thurm, die Scheunen erbaut von Severus:
Alles dieses bedeckt jetzt unermeßliche Fluth!

Doch was klag ich um Stein? Ihr selbst, o Ströme, verschwandet

Und wir schauen nicht mehr jetzo die Mündung des Rheins.

Wo sonst Schiffe zu segeln pflegten, da segelt der Wagen,

Und auf eben dem Pfad schlängelt das Ufer sich fort. —

Drauf zu der Nordwiche Land und hin zur Dousischen Herrschaft

Eilten wir. — Sey mir, o du Heimath des Sängers, gegrüßt! —

Rückwärts wollt' ich den Blick hinwenden zum Tempel des Strandford —

Während ich säume, so flieht mir in dem Rücken das Dorf.

Asche des Egmont, welchem die Wieg' und erste Entstehung

Edeler Könige Stamm dankt und die Religion,

Dir auch flog vorüber mit schnellen Gebeten die Axe:

Und wohl glaub' ich, daß still schwiegen die Götter sogar.

Also eilte den Schiffen der flüchtige Wagen vorüber

Und dem Geflügel des Meers, flogen auch früher sie aus.

Und wir glaubten zu hören der Meerunthiere Gebelle

Beim Pelorus, (auch hier nähret ja Hunde das Meer).

Was dem Sicilier Scylla, das ist dem Batavier Hondsbosch.

Dieser Name erschallt schreckend von Munde zu Mund.

Hier erhebt in die Luft sich das Haupt des schäumenden Waldes

Furchtbar drohend, und beut Trotz dem Gewässer der See.
Nereus strebt zu verschlingen die Saat zum Schaden der Länder,
Daß auf unserem Grund wühlend er schwelge sodann.
Nirgends drohet Gefahr wohl näher dem Land der Bataver,
Und für keinen Ort tönet so frommes Gebet.
Zähmten die stürmische Fluth nicht Dämme von Menschen erbaut,
Wie zu Pyrrhens Zeit wäre der Erde Gestalt.
Jetzt auch, da durch Stein und Eisen die Woge gezähmt wird,
Liegen danieder gestürzt Eisen und Steine sogar.
Doch stets steiget von Neuem der Wald empor und der Felsen,
Und vergebens ertönt wüthender Fluthen Geheul.
Allhier halten wir still, und es hemmt die Reise der Hügel,
Welcher da schräg' am Meer theilet den Pettenschen Strand.
Daß dieß Ufer in nichts nachsteht dem Lucrinus und Baja,
Dieses, o Hondsbosch du, danket es dir nur allein.

Nach der Erfindung dieses Wagens wurden mehr der Art nach verschiedenen Constructionen verfertiget.[10]) Herr Slater machte so gar mit einem derselben Reisen in Afrika.

[10]) Breßlauer Naturgeschichte XXVI. p. 579; Eröffnetes Kabinet grosser Herren, 5r Bd. p. 558; Biornstahl's Briefe, 1r Th. S. 354; Lauenb. General-Kalender, 1776. S. 125; Dessauische Jugendzei-

Ich muß sie aber verschweigen, um Platz für die Beschreibung des meinigen zu gewinnen.

Dieser qualificirt sich zu keiner Reise von Schevelingen nach Petten, und noch weniger zu Reisen in Afrika. Er ist auch dazu gar nicht bestimmt; sondern einzig und allein zu einer Reise in einem Zimmer, und dazu leistet er die besten Dienste.

Er besteht ganz einfach aus einem höchst komoden Lehnstuhle, dessen Füße mit messingenen, einen Zoll hohen Rädern versehn sind. Zum Fortbewegen bediene ich mich weder der Segel noch eines Räderwerkes. Die Stelle der Pferde vertreten meine Füße. Diese setze ich, wenn ich fahren will, einen Schritt vorwärts, und ziehe dann meinen Wagen nach, und komme so von einem Ort zum andern, wie die Spannenmesser, die auch den vordern Theil ihres Körpers in einem Bogen vorwärts setzen, und dann den hintern nachziehn.

Damit meine Stiefel beim Fahren etwas Geräusch machen, und auch um sie zu schonen, sind die Absätze mit dünnen Hufeisen versehn.

Jetzt, meine Herren! belieben Sie zur Beschreibung der Reise zu gehen, welche ich auf diesem Wagen gemacht habe.

Ende der Vorlesung.

---

tung, 1784. 208 Stück; Frankfurter Kaiserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung, 1791 v. 28. Febr. Nr. 34; Ebendas. 1793 v. 31. May Nr. 86 u. s. w.

Siebentes Kapitel.

Gottlob, daß ich mit meiner Vorlesung zu Ende bin! Ich mag gerne ein gegebenes Versprechen halten; allein diesmal hat es mich so sehr angegriffen, daß ich kaum in gebühren- der Stellung vor Ihnen stehen kann. Und ist's ein Wunder? — Erstlich die Ausarbeitung der Vorlesung, dann das Stehen während einer Stunde und endlich das Deklamiren. — Jetzt will ich mich aber auch erhohlen. Die ganze Reise unternahm ich eigentlich zur Erhohlung. Das ist aber eine schöne Erhohlung, vom An- hören der Vorlesungen eine selbst zu halten! Ich ziehe aber auch gleich, mit Ihrer Erlaub- niß, meine Damen, meine Vorlesungskleider aus, und ziehe die Reisekleider an; setze mich an den warmen Ofen, und singe mit jenem Dichter:

Nein, nein, ich dichte auch nicht eine Sylbe mehr;
Das Dichten ist, hohl mich der Teufel! gar zu schwer!

So, hier am Ofen ist es recht! — Ha, wie der Nordwind draußen im Schnee wirbelt! Kaum erkennt man die Menschen noch. Das ist ja Freund L**, der da fährt. Ey, wie er sich vermummt hat! Den Pelz bis über Nas' und Ohren gezogen, und beyde erfrieren doch. Ich wünsche glückliche Reise! — Nein, da ist die meinige anders! Ah, wie das so angenehm ist, am warmen Ofen im watirten Reiserock! Um mich her blühen Orangenbäume, der Fußboden ist grün, die Luft lieblich — ich glaube in Italien zu reisen! Und wenn ich meine Reisegesellschaft betrachte — Personen jeden Standes, jeden Alters, jeden Geschlechts! — Von allen den Unbequemlichkeiten und Verdrießlichkeiten anderer Reisen weiß ich keine. Keine böse Wege, kein schlechtes Wetter, keine unverschämte Gastwirthe, keine Müdigkeit, keine vergrößerte Geldausgaben, keine Spitzbuben — nichts von allem dem! Dahingegen alle Annehmlichkeiten derselben. Ja, meine Reise ist die beste von der Welt!

Achtes Kapitel.

Topographischer Umriß.

Es schrieb jemand aus Amerika auf seinen Brief an Boerhave folgende kurze Adresse: „An Doctor Boerhave in Europa." Der Brief gelangte richtig auf sein Zimmer. Nun wenn ich sechszig Jahr alt seyn werde, und noch lebe, soll mein Zimmer auch so bekannt seyn; allein jetzt muß ich schon, da es Ihnen nicht gleich viel seyn kann, ob mein Zimmer unter dem Pole oder unter dem Aequator, oder sonst in einem andern Winkel der Erde liegt, Ihnen eine genaue Beschreibung seiner Lage im unendlichen Himmelsraume geben, und nun nehmen Sie, wie beym Lesen jeder Reisebeschreibung sich gebührt, die Charte zur Hand.

Mein Zimmer liegt unter dem 50. Grade, der 18. Sekunde und der 3. Quinte der Breite, und unter dem 44. Grade, der 29. Terze und

der 4. Quinte der Länge von Ferro an gerechnet.

Liegt Ihnen etwas daran, seine Figur, den Flächen- und Cubik-Inhalt zu wissen; so dient Ihnen zur Nachricht, daß es ein Oblongum bildet, dessen längere Seite 24 Fuß, 8 Zoll und 5 Linien, und dessen schmälere Seite 18 Fuß, 9 Zoll und 3 Linien Decimalmaaß mißt; dessen Flächeninhalt 439 Quadratfuß, 5 Quadratzoll und 5 Quadratlinien, und Cubikinhalt 4391 Cubikfuß, 3 Cubikzoll und 5 Cubiklinien beträgt.

Hauptgegenstände sind: der Ofen, das Bett, die Stühle, Tische, das Fortepiano, Pult, Bibliothek, u. dgl. wichtige mehr. Mich und meinen Heinrich nicht zu vergessen!

Neuntes Kapitel.

Physiognomie des Ganzen.

Ein Studentenzimmer sieht in der Regel ziemlich lustig aus. Zwischen den vier Wänden, welche Schläger, Dreydecker, Sporn und mit Kreide oder Kohlen gezeichnete Gemälde zieren, steht ein schlichter Tisch, auf dem Stiefel-, Kleider- und Zahnbürste, Teller, Gabel und Messer, Helfeld's Compendium, Hildebrand's Anatomie oder Kästner's Mathematik, Wichs-, Wasch- und Trinkgeschirr in der vertraulichsten Gemeinschaft bey einander liegen. Bey der Thüre sind ein paar ungeheure Kanonen aufgerichtet. Von Möbeln sind noch ein mageres Bett und ein Stuhl vorräthig, dem man es auch gleich ansieht, daß er keinem Paradezimmer gehört. Des Abends wird sein Kissen in das Bett gelegt, wo er des Nachts, gleichsam zur Schadloshaltung der Dienste, welche er Tags unedlen Theilen des Körpers geleistet hatte, als Kopfkissen dienen muß. Kein Kleiderschrank ist vorhanden. Die Kleider nehmen

einen schicklicheren Platz ein: sie befinden sich alle auf dem Körper des Eigenthümers.

Bey einem Schriftsteller sieht es oft noch toller aus. Der wohnt nicht selten dem Himmel um einige Treppen näher. Da in seinem Dachstübchen geht er dann im zerrissenen Schlafpelze umher, taucht die schon ganz abgeschriebene Feder in ein schon halb ausgetrocknetes Tintenfaß und schreibt auf Küchenpapier über Ausschweifung in Kleidern; oder wenn es nach dem Essen ist, über Schwelgerey, die das für Eine Person verschlingt, was Hunderte nähren könnte — oder, wenn er gutmüthiger Natur ist, speist er, selbst hungernd, alle seine Helden mit den köstlichsten Sachen; giebt einem Jeden, der dessen bedarf, Geld, und auf ein paar Nullen kommt es seiner Feder nicht an.

Ein schreckliches Gemählde müßte mein Zimmer geben, wenn es wirklich den Charakter eines losen Studentenzimmers mit dem eines armseligen Schriftstellers vereinigte. Allein Sie trauen mir wohl auch ohne mein Erinnern zu, daß es die bessern Seiten der Behausung eines Studenten und eines Schriftstellers an sich trägt.

Alle Möbeln sind aus Mahagony; meine grünen Stiefeln schreiten auf einem türkischen Teppich einher, oder ich ruhe auf einem sanftschwellenden saffianenen Sopha; das Forte-

piano ist wienerisch, die Bücher in Franz gebunden, und die Wände mit den kostbarsten Gemählden der schönsten Landschaften aller Welttheile, und der merkwürdigsten Personen aller Zeitalter geziert; meine Feder taucht in ein silbernes inwendig vergoldetes Tintenfaß, und ich schreibe auf Velinpapier, dessen Schnitt vergoldet ist, meine Reise; den Kaffe schlürfe ich aus vergoldeten Dresdner Tassen, und den Champagner aus krystallenen Bechern.

Noch freundlicher wäre die Physiognomie meines Zimmers, wenn jenes Pfarrers Vorschlag an die Academie zu London, die Wiesen und Felder auch den Winter hindurch durch Pimpernelle grün zu erhalten, und jenen Frostableiter ausgeführt worden wären. Denn alsdann schweifte mein Blick jetzt, wie in den schönen Tagen des Sommers, auf belaubten Hügeln und belebten Thälern umher. Durch sie schlängelte sich der Embach in blauen Fluthen der Stadt zu, und hier oder da säße ein liebend Paar, das mit Sehnsuchtsblicken auf das Vogelmütterchen sieht, daß seine Jungen füttert. Allein jetzt fällt er auf das einförmige Kleid der Unschuld, unter dem alles im Froste erstarrt liegt. Doch was die Natur mir am Tage raubte, gab sie mir reichlich in der Nacht, durch den hehren Anblick des Himmels wieder.

Zehntes Kapitel.

Das Liebhaber-Theater.

Endlich ist es Zeit, daß ich mich von meinem Ofen fortbewege. Ich bin in meiner Reise noch nicht um einen Schritt weiter gekommen.

Drei Schritte von meinem Ofen, nach Nord-Ost, gelangt man an mein Pult. Hierin befinden sich mehrere sehenswerthe Gegenstände. Vor der Hand will ich nur ein Päckchen herauslangen, das die Rollen enthält, welche ich vor ein paar Jahren auf einem Liebhaber-Theater spielte.

Angenehme Erinnerung! — Welche Freude machte es mir, als ich mit Fabian in Kotzebue's Ueble Laune debutirte, und einigen Beyfall ärntete; was empfand ich, als ich zu Liebhaber-Rollen avancirte — als so manches schöne Mädchen, in den Gefühlen des Dichters die ihrigen aussprechend, an meine Brust sank!

Jener Act meines Lebens ist vorüber; die süße Erinnerung der goldnen Kinderzeit fesselt meine Blicke auf den gesunkenen Vorhang, und mit ungeduldiger Sehnsucht erwarte ich den Zeitpunct, wo er sich wieder hebt, wo der Act des Mannesalters beginnt, und die treue Gefährtin, die jetzt vor meiner Fantasie nur schwebt, auf die Bühne hervortritt.

Mädchen! wo weilst Du, das mit mir vereint den Pfad dieses Lebens wandeln wird; das auch dann, wenn dieser Pfad gewandelt ist, wenn unser Geist in heiligeren Regionen schwebt, meine Geliebte bleibt, dort wo jedes Glück unendlich höher ist?!

Wo weilst Du — fern oder nah'? Sonderbar sind die Wege des Schicksals. Vielleicht trennen jetzt Länder und Meere mich von Dir; vielleicht seh' ich alle Tage Dich. — Wenn Du diese Zeilen liest, schlägt Dein Herz nicht höher? Das meine klopft laut.

O ich gedenke mit heiliger Rührung der Zeit, da ich Dich zum ersten Mahl erblicke, Mädchen reinen Sinnes und warmen Herzens, und das früher Tiefgeahndete, das, was der Seele wie ein magischer, halbvergessener Traum vorschwebte, klar vor die Seele tritt und zur Wirklichkeit wird! Ich lese bald in Deinen Augen Gegenliebe; wage aber nicht, Dir die meine zu gestehn. Ich befürchte, meine Worte sind nicht geschickt, Dich zum Geständniß zu

bewegen. Lange trage ich meine Liebe verschlossen in meiner Brust. Endlich, als das gefolterte Herz Entscheidung fordert, im Uebermaaße der Gefühle, stammle ich sie Dir, und flehe um die Deine. — O, der schönen Zeit, des Himmels auf Erden, da Du das Zauberwort Ja aussprichst — wir, Hand in Hand und Lippe an Lippe gedrückt, nur Ein Wohl, Ein Weh haben — da wir vor dem Altare stehn, und die Weihe über unsern Bund sprechen hören — wenn Dein Mutterauge, den innern Himmel verkündend, auf dem Erstling der Liebe ruht — mich anblickt — in Thränen schwimmt — — o, was mahle ich mir ein Glück aus, das mir vielleicht nie zu Theil wird!

Eilftes Kapitel.

Das Fortepiano.

Wo ist wohl Jemand, der die Macht der Musik nicht empfunden hätte? der nicht in irgend einer Lage von ihrem Zauberstabe wohlthätig berührt worden wäre? Dieses Herz, dessen Saiten schmerzhaft tönen, stimmt sie — wäre es auch durch Thränen — zu milderen Accorden; jenes zu leichter Fröhlichkeit; ein anderes zu hohen Entschließungen und großen Thaten. Die Empfindung der Musik ist eine Götterempfindung!

So eile ich jetzt zu dir, Klavier, wie der zum Freunde eilt, dessen Herz verwundet ist. Dir verdanke ich Gefühle, die nur die Freundschaft reicht. Bedrängt mich ein Leiden, so eile ich es dir zu klagen, und du hörst mich, wie der Freund nur hören kann. Du theilst den Schmerz und rührend sprichst du an mein Gemüth; aber gerade dadurch linderst du

feine Leiden, daß es sie süß-schmerzhaft, oder wohl gar nicht fühlt. — Und wenn mich leichte Heiterkeit umfängt — auch dann eile ich zu dir, und kose und scherze mit deinen Saiten, und du kosest und scherzest mit mir.

Zwölftes Kapitel.

Eine Verloosung.

Früh zeigt sich die Liebe beym Menschen, und wenn sein Haar schon ergrauet ist, weichet sie immer noch nicht von ihm. Ein Proteus, kleidet sie sich in die verschiedensten Gestalten, und begleitet den Menschen in seinen mannigfaltigsten Verhältnissen durchs ganze Leben, bald wohlthuend, bald aber auch Leid bringend. Sie ist's, die die schönsten Verbindungen knüpft, die süßesten Freuden reicht, zur Bildung den Menschen so sehr auffordert. Ohne sie wäre es öde und wüste im Menschengeschlechte. Sie ist es aber auch, die in namenloses Elend stürzt. — Sonderbar, daß da, wo sie versteckt, im Hintergrunde und in geringerem Grade wirkt, ihre Folgen verhältnißmäßig bey weitem wohlthätiger sind, als da, wo sie sich als Liebe ankündigt, und als solche mit größerer Kraft wirkt. Es scheint, als sey der Mensch noch nicht reif zum völligen Genusse dieser Himmelsgabe. Die Liebe ist keine einheimische Pflanze. Verpflanzt aus heiligern Zonen in den irdischen Boden, gedeiht sie nur

im Anfange durch ihre ursprüngliche Himmels-kraft, verkrüppelt aber bald oder stirbt ganz aus.

Jener alte Grieche antwortete einem Jünglinge, der ihn fragte, ob es gerathen sey, zu heirathen, oder ob man besser thue, wenn man es unterließe: „Thue was du willst, und du wirst beides bereuen!“ — Die eine Hälfte dieser Antwort erkenne ich schon als wahr, Gott behüte mich davor, daß ich sie ganz wahr finde, oder gar in den Spruch jenes heiligen Schriftstellers einstimme: „Heirathest du, so thust du gut; heirathest du aber nicht, so thust du besser!“ In der Liebe läßt sich aber Niemand rathen: jeder will selbst erfahren.

So habe ich denn auch keine geringe Lust zum Heirathen, wie das meine Leser gewiß schon bemerkt haben werden, und daß ich noch ledig bin, liegt wahrlich nicht an meinem Willen. Die Liebe, auch die beste, soll an der Schwindsucht sterben, wenn sie kein Brod hat. Ich kann das aber für keine ächte Liebe halten, die an solchen irdischen Dingen hängt, wie das Erz nicht für edel, das nicht feuerbeständig ist. Jedoch merke ich keine Lust in mir die Feuerprobe auszuhalten, und es mag auch wohl nicht gerathen seyn, sich von des Mondscheins Silberlicht, der Sterne Himmelsfunken, der Nachtigallen Flötenton u. dgl. zu nähren.

Einer Reichen habe ich nie Lust gehabt,

meine Hand anzubieten. Der Reichen dient der Erdgeist und spendet ihr alle Schätze, sey es aus der Erde dunklem Schooße, sey es aus des Meeres gräulicher Tiefe. Aber die reiche Frau steht meist auch wieder im Dienste des Erdgeistes, und giebt ihm wenigstens zu Zeiten Quartier. Stößt nun in einer solchen Periode dieser Rübezahl im Kopfe der Donna auf einen armen Schlucker, der nicht in den Schachten von Peru und Brasilien, sondern auf dem Helikon seine Schätze findet, so fährt er hoch her und brauset auf, und gebährdet sich wunderlich, so daß dem armen Sohnsen die kastalische Quelle endlich völlig getrübt wird.

Da mir also der Ausweg aus dem Cölibate durch eine reiche Partie versperrt war, fand ich mich in nicht geringer Verlegenheit. Ich sann hin und her, und verfiel endlich auf den vernünftigen Gedanken, mich verloosen zu lassen. So erhielt' ich eine Gattin und noch Geld dazu, und zwar nicht durch sie. Ja, der Plan ist gut; der muß ausgeführt werden!

Ich hoffe bestimmt, daß Jede meiner gütigen Leserinnen ein Loos zu dieser Lotterie nehmen wird. Sie haben offenbar, den größten Vortheil dabey.

Wie angenehm wird zuvörderst Ihre Fantasie beschäftigt, indem Sie sich ein Bild schaffen von dem Manne, der auf dem Boden des Glückstopfes liegt! Sie werden ohnehin schon

die Figur, das Benehmen, den Anstand des Verfassers in sehr bestimmten Zügen aus dem, was Sie bisher von ihm lasen, abstrahirt haben. Und, so mir die Sterne nicht unhold sind, ist das Gemählde, das Sie sich von mir entworfen haben, nicht ganz unfreundlich. Nun denken Sie sich aber noch den Verfasser als ein lebendiges großes Loos: welche Krone der Männer muß das nicht seyn! Und Sie haben Hoffnung, die Herrin dieses Ersten seines Geschlechtes zu werden! — Diese Perspective, abgesehen von aller Realität, hat doch schon ungemeinen Werth, und wird Ihnen manche heitere Stunde schenken.

Werde ich Ihnen nun durch das Loos zu Theil, so mag es seyn, wie es will: unsere Ehe ist offenbar im Himmel geschlossen, und keine Willkühr, keine Laune eines Sterblichen hat in diese Einigung eingegriffen. Finden Sie mich etwa anders, wie Sie mich gedacht haben, so bleibt Ihnen daher immer der Trost: wer weiß, wozu es gut ist?

Sie aber, denen eine Niete zu Theil wird, werden bey Ihrem Scharfblicke bald so viele Mängel an mir entdecken, daß Sie, nachdem Sie früher die Freuden der Hoffnung genossen, nun sich sehr glücklich fühlen werden im Besitze Ihrer Freyheit und in der Möglichkeit einer andern Wahl.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Bibliothek.

Neben meinem Pulte befindet sich meine Bibliothek. Ich lange den Gresset hervor, und da finde ich ein Paar Verse, die ganz für meine Reise gemacht zu seyn scheinen:

Dans maint auteur, de science profonde,
J'ai lu qu'on perd à trop courir le monde.

Sie sollen das Motto dieses Buches seyn, und als Commentar über sie mag hier ein Theil der Vorrede stehn, welche Yorick auf seiner empfindsamen Reise in einem Wagen schrieb.

„Kenntnisse und Geistesbildung sind allerdings zu erlangen, wenn man zu Wasser und zu Lande in der Absicht herumreist; ob aber nützliche Kenntnisse und wahre Geistesbildung; das ist eine bloße Lotterie — und selbst dann, wenn der Spieler ein gutes Loos zieht, muß er die erlangte Summe mit Vorsicht und Mäßigung anwenden, wenn sie ihm irgend nützen soll. — Da aber in Ansehung der Erlangung

sowohl, als der Anwendung, immer ungleich mehr Nieten als Treffer sind, so bin ich der Meinung, ein Mensch würde eben so weise handeln, wenn er es über sich erhalten könnte, ohne ausheimische Kenntnisse oder ausheimische Geistesbildung zufrieden zu leben, zumahl wenn er in einem Lande lebt, wo es an beyden nicht durchaus fehlt — und in Wahrheit! oft und vielmahl hat mirs im Herzen weh gethan, zu bemerken, wie manchen schmutzigen Weg der neugierige Reisende hat durchwaten müssen, um Dinge zu sehn, welche alle er, wie Sancho Pansa zum Don Quichotte sagte, im Trocknen daheim hätte sehen können. Unsre Zeit ist ja wohl so voller Licht, daß es schwerlich ein Land oder einen Winkel in Europa giebt, dessen Strahlen nicht von andern durchkreuzt und mit andern ausgetauscht würden. — Mit den Kenntnissen, fast in allen ihren Angelegenheiten des Lebens, verhält sichs wie mit der Musik in den Straßen einer italiänischen Stadt: auch wer nichts bezahlt, kann daran Theil nehmen."

Vierzehntes Kapitel.

Da bin ich nur erst um vier Schritte weiter gekommen, und doch ist heute schon der letzte Tag in diesem Jahre.

„Wie lange währt denn Ihre Reise?"

Sieben Tage.

„Sieben Tage! — Warum denn gerade sieben Tage, und nicht einen mehr oder minder?

Giebt es nicht sieben Himmel? — sieben Leuchter? — sieben Greuel? — sieben Tugenden? — sieben Wunder? — sieben Weise? — sieben Tage der Schöpfung? — sieben Plagen? — sieben Trugschlüsse des Eubulides? — Hatte nicht Pharao einen Traum von sieben fetten und sieben magren Kühen? — Hat nicht ein Stufenjahr sieben Jahre? — Lassen sich die Grade des Zirkels nicht durch sieben ohne Rest nicht dividiren? — Ist nicht bey der Division ohne Rest der Quotient unbestimmbar, wenn der Divisor sieben ist? — Giebt es nicht sieben Wirbelbeine des Halses? —

sieben ächte Rippen? — Hat der Hinterfuß nicht sieben Knochen? — Hat nicht —

„Halten Sie ein, halten Sie ein! Sie ersticken einen ja mit Ihrer Sieben. Fahren Sie meinetwegen hundert oder gar tausend Tage in Ihrem Zimmer herum."

Ja sehn Sie! — Der eigentliche Grund aber, warum ich gerade sieben Tage fahre, ist nicht die Heiligkeit dieser Zahl allein, sondern ein anderer, den ich aber noch nicht nennen kann, da ich ihn selbst um diese Zeit nicht wußte.

Nun will ich vom alten Jahre Abschied nehmen, und mich zur Ruhe begeben, und Morgen mit verjüngten Kräften das neue begrüßen.

Funfzehntes Kapitel.

Das Neujahr.

Der heutige Tag wird von allen denen gefeyert, welche Freuden von der Zeit zu erwarten haben; allein sollten auch diejenigen den Festtag begehn, welche endloses Leiden drückt? Ich zweifle sehr. Der Unglückliche jauchzt wenn der letzte Tag seines Lebens naht; dem Glücklicheren schaudert mit zunehmendem Alter immer mehr vor dem Gedanken.

Ihr unglücklichen Schwarzen, die ihr aus eurem Vaterlande gerissen, in einen fremden Welttheil versetzt wurdet, und dort unter der unmenschlichsten Behandlung Kaffee und Zucker bauen mußtet — werdet ihr diesen Tag, als Tag der Freude feyern? Eher den gestrigen: er schloß eine ziemliche Spanne Zeit, die überlebt war.

Diese Tasse Kaffe, die vor mir steht, und dieser Zucker, der an dem heutigen Feste in so vielen Getränken zur Aufheiterung der Gemüther gebraucht werden wird — wie viele

Thränen haben sie beyde nicht gekostet! — Während eine Gesellschaft hier fröhlich bey einander sitzt, bereitet ihr dort eine Mutter, die um ihr verlornes Kind, ein Vater, der über den verlornen Sohn, der Bruder, der über den verlornen Bruder trauert, das Getränk. Nichts haben die Unglücklichen, das sie tröstet. Für das verlorne Vaterland, für die Vernichtung der heiligsten Freuden, für Mishandlung jeder Art — nichts, als der Gedanke an ein frühes Grab.

Kann ich doch heute wieder den Kaffe nicht trinken! Heinrich! nimm ihn fort. — Wahrlich, so glaubte ich das Neujahr nicht zu beginnen, und das Ende war noch unerwarteter. Ich war den ganzen Vormittag verdrießlich, trotz allen Anstrengungen dawider, und wäre es wahrscheinlich noch, wenn der Zufall mir nicht freundschaftlich die Hand geboten hätte.

Vor der Hand kann ich nur sagen, daß ich, nachdem ich gegessen hatte, ein Buch in die Hand nahm, darin blätterte, und daß mir bey den Worten: „wegen dieses merkwürdigen Mannes siehe" die Augen zufielen, und ich der Natur meine Schuld bezahlte: einschlief.

Ende des ersten Theils.

Friedrich von Jaquet's
Reise
in
seinem Zimmer
in den Jahren 1812 und 1813.

Zweyter Theil.

Vorrede.

Ich traue Ihnen zu, meine Leser, daß Sie diese Vorrede nicht überschlagen werden; sonst hätte ich ihr gewiß einen andern Namen gegeben. Ich habe sie auch bloß aus Artigkeit geschrieben. Wie unbescheiden müßte ich nicht seyn, wenn ich Ihnen bey Ihrem Besuche auf mein Zimmer nicht vor die Thür entgegen käme? wie unbescheiden, wenn ich Ihnen nicht zutraute, daß Sie meinen Gruß herzlich empfangen würden.

Zuvörderst statte ich Ihnen meinen besten Dank ab, für das Vergnügen, das Sie bey der Lectüre des ersten Theils meiner Reise empfunden haben. Zwar wäre durch dieses Vergnügen die Reihe zu danken an Ihnen; allein meine Gnügsamkeit ist schon mit dem Genusse Ihres Beyfalls zufrieden.

Hier erhalten Sie den zweyten Theil meiner Reise; mit dem Wunsch, daß auch er Ihnen viel Vergnügen mache. Ich habe alles Mögliche, die Unwahrheit ausgenommen, angewandt, ihn interessant zu liefern. Die Untreue aber ist allenthalben

auf das Strengste vermieden; Sie können sich dreist darauf verlassen, daß gerade so, wie ich Ihnen hier ein Ereigniß erzähle, es sich wirklich zutrug, und überhaupt würde ich, wenn ich könnte, jenes Siamische Gesetz, welches jedem Lügner den Mund zuzunähen gebietet, auf unserer ganzen Erde befolgen lassen — ja, da gewiß auch außerhalb unserer Erde gelogen wird, in der ganzen Welt, und damit hätte ich zweydrittel ihrer Einwohner zu ehrlichen Leuten gemacht. Den einen dadurch, daß er nicht mehr lügen kann, den andern, daß man ihn nicht durch Belügen für schurkisch hält. — Doch, um auf meine Reisebeschreibung zurückzukommen! Ich wünsche also, daß sie Ihnen das Vergnügen gewähre, welches Ihnen der erste Theil gewährte; ja, wenn ich meinen Wunsch ganz ausspreche, so wünsche ich, daß sie Ihnen die Freude gewähre, welche sie mir gewährt. Wahrlich! ich muß es gestehn, die ist groß. Kaum kann ein Vater über sein leibliches Kind eine größere Freude empfinden. Jeder Zug, jedes Wort, jede Regung meines geistigen Kindes ist herrlich, unnachahmlich, und alle übrigen Kinder sind Nichts dagegen, und ich müßte eine sehr schlechte Meinung von Ihnen haben, wenn ich nicht glauben sollte, daß sie auch ganz meiner Meynung wären; denn ich würde Sie ja beleidigen, wenn ich es ohne diesen Glauben drucken ließe.

Jetzt komme ich zu Ihnen, meine Herren Recen-

senken, und bücke mich tief, allein nicht aus Achtung, sondern weil mir eben meine Feder heruntergefallen war.

Sie haben mein Buch, zum Trotz aller gutmüthigen Leser, ohne alle christliche und menschliche Nachsicht recensirt. Daran haben Sie nun wirklich Unrecht gethan. Bedenken Sie nur, welche Folgen das hätte nach sich ziehen können. Ich hätte Krämpfe und Lähmungen bekommen können, ja gar plötzlich graue Haare, wie Don Diego Osorio, oder wohl gar auf der Stelle den Tod, wie König Wenzel. Wer konnte Ihnen das sagen, daß ich dabei so kalt bleiben würde, als wenn ein kleines Insect mich gestochen hätte? — Mußten nicht vielmehr Ihre Staupbesen Sie befürchten lassen, daß jene Folgen allzumal eintreten würden? Für diese Unvorsichtigkeit von Ihrer Seite hätte ich nun wohl das Recht, Sie etwas zu züchtigen; allein ich, bey meinem weichen Herzen, rufe Ihnen nur zu, was jener Autor in ächtem Weltbürgersinne sagte, als er einem Thierchen, das, nachdem es ihn empfindlich gestochen hatte, in seine Gewalt gerathen war, die Freyheit wieder gab: „Geh, armer Teufel! Du hast mein Blut gesogen, um dich zu nähren; geh! In der Welt ist Platz genug für uns beyde!“

Sechzehntes Kapitel.

Ein gestochenes Titelblatt, zumal in Begleitung eines hübschen Kupferstichs, wirkt zum Vortheil eines Buches eben so sehr, als ein hübsches Gesicht zum Vortheil eines Menschen, und wenn das Buch noch mit der guten Phisiognomie das Uebrige des schönen Aeußern verbindet, so müßte es schon sehr schlecht mit ihm bestellt seyn, wenn es dennoch nicht gefiele. Daß ich meinerseits dieses Buch nicht mit Velinpapier, Kupfern, Didotschen Lettern u. s. w. versah, geschah aus keinem andern Grunde, als weil so etwas zu kostbar ist. Jedoch fand ich für diesen zweyten Theil einigen Ersatz, indem ich vor meinen Namen auf dem Titelblatte ein Von setzen kann. Ich bin überzeugt, daß dies auf manchen meiner Leser so wirkt, daß er mit weit mehr Freude und mit einer bessern Meinung zur Lectüre geht. Ich selbst bin auch auf dieses kleine Wörtchen nicht wenig stolz.

Wie ich zu dieser Ehre gekommen? fragt man. Auf folgende Weise:

In der Erzählung der Ereignisse am Neujahr war ich am Schlusse des ersten Theils so weit gekommen, daß ich Ihnen, meine Leser! sagte, mir wären bey den Worten: „Wegen dieses merkwürdigen Mannes siehe:" — die Augen zugefallen, und ich sey eingeschlafen; sey aber dann wieder aufgewacht, und habe —

„Nein, so weit waren Sie noch nicht gekommen," ruft mir eben mein Heinrich hinter meinem Stuhle zu.

Allerdings war ich so weit! sagte ich; allein, woher weißt du denn, daß ich auch nur irgend wohin in meiner Erzählung gekommen war?, fragte ich.

„Ich habe sie eben, als sie auf dem Stuhle lag und Sie speisten, gelesen."

Nun wie weit war ich denn gekommen?

„Bis dahin, da Sie einschliefen." Ey behüte! dahin, da ich wieder aufwachte, denn wenn ich erzählte, daß ich eingeschlafen war, so ist damit doch auch gesagt, daß ich wieder aufgewacht bin, denn sonst hätte ich ja nicht erzählen können, daß ich eingeschlafen war.

„Ja, wenn Sie es so nehmen —"

Ich war also wieder aufgewacht, blickte in das Buch, und fand zu meinem größten Erstaunen, daß der citirte berühmte Mann kein anderer, als einer meiner Vorfahren war.

Mehreres von ihm könnte man im 14ten Bande des großen Zedlerschen Universal-Lexikons nachlesen.

Daß ich auf der Stelle nach diesem Werke schickte, versteht sich von selbst; allein, was ich darin fand, läßt sich nicht so leicht vermuthen. Im folgenden Kapitel steht es.

Siebzehntes Kapitel.

Mein Adelsdiplom.

Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste, 2c. 2c., nebst einer historisch-genealogischen Nachricht von den berühmtesten Geschlechtern in der Welt, dem Leben und Thaten der Kaiser 2c., 14ter Bd. pag. 121.

„Jaquer, ein Dominikaner im 15ten „Seculo, gebürtig von Dijon in Bourgogne. „Nachdem er Ao. 1435 in wichtigen Ange„legenheiten eine Reise nach England gethan, „auch 4 Jahr darauf dem Consilio zu Ba„sel beygewohnt hatte, ward er darauf zum „Inquisitore durch Frankreich bestellt. Er „that darauf eine Reise nach den Nieder„landen und einige Zeit hernach nach Böh„men, da er allenthalben, einen großen Ei„fer wider die Ketzer blicken ließ. Er starb „endlich zu Gent in Flandern An. 1472. — „Man hat von ihm: Dialogum de sacra

„communione contra Hussitas, Dornick
„1466. — Flangellum Haereticorum, Fran-
„kofurti 1581 in 8.; Tr. de Calcatione dae-
„monum; Excerpta quaedam adversus se-
„ctam Bohemorum asserentium commu-
„nionem sub utraq. specie esse etiam Lai-
„cis necessariam ad salutem. Seine zwey
„Sermones, die er auf dem Baseler Synodo
„gehalten, liegen noch im MSct. in Echard.
„Bibl. Praed. T. I. p. 847 & T. II. p. 823."

Achtzehntes Kapitel.

Wahrlich! die Abstammung von einem Geistlichen des funfzehnten Jahrhunderts, kann mich nur in den ersten Adelstand setzen. Was waren die Vorfahren des heutigen ersten Adels gegen die damaligen Geistlichen?! — Ein Geistlicher war es, der dem spanischen Könige Amerika schenkte; ein Geistlicher setzte auf den Thron, und entsetzte desselben; vor einem Geistlichen mußte jener Kaiser vier und zwanzig Stunden im Februarmonate im Hemde stehn, bis er die Gnade erhielt, vorzugelangen; einem Geistlichen mußten Könige den Steigbügel halten, wenn er sich zu Pferde setzen wollte! u. s. w. — Was waren die Ritter dagegen?!

„Nun, nun, Sie sprechen auch als wäre Ihr Vorfahr ein Pabst gewesen. Von dessen Nachkommen wissen wir wohl, daß sie Grafen, Herzöge und regierende Fürsten wurden — allein ein bloßer Geistlicher, wenn er auch Inquisitor wäre —“

Hören Sie, mein Herr! was gleichzeitige Schriftsteller von der Würde des damaligen Priesterstandes im Allgemeinen melden, und nach ihnen können wir blos über die Würde des damaligen geistlichen Standes urtheilen.

Hostensius sagt, die Würde eines Priesters sey um 7644mal größer, als die eines Königs, da die Sonne um so viel mal größer ist, als der Mond. — Ludwig XI. wünschte einmal das Glück der heiligen Jungfrau Maria zu haben, welche Christum geboren; da sagten ihm seine Hofkaplane, er möchte sich lieber wünschen, ein Priester zu seyn, da die Ehre dieser die der Maria weit überstiege, weil sie Christum täglich in der Hand haben können. Albanus de Rupe geht gar so weit, daß er die Würde eines Priesters über die des höchsten Gottes setzt, da ein Priester bey der Messe das höchste unerschaffene Wesen mit einem Paar Worte hervorbringe, während Gott doch mit Erschaffung der Welt sechs volle Tage zugebracht habe.

„Sie scheinen aber ganz zu übersehn, daß Ihr vorgeblicher Vorfahr sich anders schreibt, als Sie sich schreiben; Jaquer und Jaquet —“

Ey behüte, ich übersehe das gar nicht. Diese Verschiedenheit in der Schreibart, da sie auf die Aussprache keinen Einfluß hat, ist mir gerade der beste Beweis, daß ich von ihm abstamme. Zu jener Zeit verstanden die Leute

noch weniger zu schreiben, als heute die Chinesen. War der Name irgendwo erforderlich, so mußten drey Kreutze die Stelle desselben ersetzen. In wichtigen Papieren, wo der Name selbst durchaus geschrieben werden mußte, schrieb ihn Jemand von den Wenigen, welche etwas schreiben konnten. Dieser konnte natürlich nicht fragen: wie schreiben Sie sich, mein Herr, wie das jetzt geschieht; sondern er schrieb den Namen nach dem Laute und übrigens nach seiner eigenen Orthographie hin, und hatte seine Pflicht gethan, wenn der geschriebene Name den zu schreibenden richtig wiedergab. Zu jener Zeit, da die Orthographie noch schwankender war, als heute, konnte es nicht fehlen, daß ein und derselbe Name auf verschiedene Art geschrieben wurde. Daher ist eine verschiedene Schreibart des Namens, verbunden mit gleichem Laute, das beste Kennzeichen der Abstammung; so wie eine gleiche Schreibart gerechte Zweifel an der Abstammung erregen muß, da es wirklich mit dem größten Wunder von der Welt zugegangen seyn müßte, wenn ein Name, unter jenen Umständen, seit mehrern Jahrhunderten immer auf eine und dieselbe Art geschrieben worden wäre.

„Schade, mein Herr, daß Sie so viele Worte verschwendet haben! der Herr Jaquer war ja ein Geistlicher — als solcher durfte

er ja in der damaligen Zeit nicht heyrathen — wie konnten Sie da —"

Aus ihm entspringen? Ey, sehr gut konnte ich das! und Ihre Einwendung, mein Herr, kann nicht eher meinen Adel vernichten, als bis Sie den Schwur abgelegt haben, daß Ihr Vater, Groß-, Aelter- und Urältervater rc. alle ihre Familiengeschäfte selbst besorgt haben, und Niemand anders. Da Sie aber das nicht können, so können Sie auch nicht verlangen, daß ich durch den Schein einer unehelichen Abstammung das Recht der ehelichen verlieren soll, zu welcher Sie auch nur den Schein haben. Zu unserem beyderseitigen Troste aber finden wir, daß aus dem Standpuncte des Naturrechts betrachtet, also des höchsten, eine natürliche Abkunft nicht nur nichts Schämenswerthes, sondern die eigentlich rechte ist. Die Erfahrung selbst spricht, daß die Natur ihren vorzugsweise sogenannten Kindern, in weit reichlicherem Maaße die höchsten Himmelsgaben, Vernunft und Verstand, spendete. Auffallende Beyspiele sind Erasmus, Lachapelle, D'Alembert — und man kann mit vieler Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß alle große Männer, wenigstens die meisten, natürliche Kinder seyen. Demnach wäre es gewisser Maaßen eine Schande, eine eheliche Abkunft darthun zu wollen.

Sie, denen eine natürliche Abstammung im-

mer noch zu viel Widerliches hat, belieben zu bemerken, daß wenn ich auch nicht unmittelbar von jenem Jaquer abstamme, ich doch von seiner Familie, und daher von großer Familie bin.

Neunzehntes Kapitel.

Die Veränderungen.

Sie, meine gnädigsten Leserinnen, die Sie das zwölfte Kapitel, welches die Anzeige meiner Verloosung enthielt, mit der größten Gleichgültigkeit gelesen haben, da Ihr hoher Adel es Ihnen verbot, Theil daran zu nehmen, — belieben jetzt jenes Kapitel noch einmal, und statt mit der vorigen Herablassung, mit aller Herzenswärme zu lesen, und nur dreist ein Loos zu nehmen, ohne zu befürchten, eine Mesalliance zu begehn, wären Sie auch Prinzessin.

Ich will jetzt kleine Veränderungen und Anstalten treffen, die mein Stand erfordert. Zuvörderst muß mein Heinrich instruirt werden. — Ich setze unsere ganze Unterredung hieher, da ich wohl voraussetzen kann, daß sie nicht ganz uninteressant seyn wird. Heinrich ist ein dreyßigjähriger Knabe, der gute Schule gehabt hat, und von der Natur nicht ganz vernachläßigt worden ist.

Höre Heinrich! ich bin ein Edelmann.

„So“ —

Das scheint Dir ganz gleichgültig zu seyn?!

„Mein Schulmeister hat mir ganz eigene Begriffe vom Adelstande beygebracht.“

Nun, was hat er Dir denn gesagt?

„Er sagt, es gäbe gar keinen Adel.“

Ey! und woher denn nicht?

„Wir stammen alle von Adam und Eva ab, und sind alle Brüder und Schwestern, sagt er.“

Ey, gehorsamer Diener! — Erstlich die Abstammung aller Menschen, Vornehme und Geringe, von einem Menschenpaare kann ganz und gar nicht richtig seyn! Wie geht das an! Da haben die Indier, diese Nation, die schon cultivirt war, als wir noch in der tiefsten Barbarey lagen, die vernünftigere Menschenbildung aus vier Adamen, die alle verschiedenen Standes waren. Vom einen stammt der erste Stand der Welt, der geistliche, als höchster Adel, vom andern der zweyte, der niedere Adel, vom dritten der Bürgerstand, und endlich vom vierten der Bauerstand. Nein, verschiedene Stände müssen seyn! Im Himmel selbst giebts deren — da hat man Engel und Erzengel.

„Er sagt, der Adel gründe sich auf nichts.“

Da hat er Unrecht! Der Adel hat gegründete Vorzüge, da seine Ahnen alle berühmte Menschen waren.

Er meint, wir Bürgerlichen hätten auch ein

Geschlecht, und was die Vorzüge und den Ruhm der Vorfahren des heutigen Adels beträfe, so gründeten sie sich zum Theil auch auf Ahnen, und zum Theil auf Räubereyen. Haben sie aber auch einiges Gute gethan, so sey der jetzige Adel mit den Kartoffeln zu vergleichen, deren besserer Theil in der Erde steckt. Wenn die Abstammung Vorzüge giebt, so müßte man auch jenes Verfahren der Türken billigen, nach welchem auch der unschuldige Sohn, wenn der Vater gestohlen hat, die Todesstrafe leiden muß."

Ey, Dein Schulmeister ist ein Narr! Ist das erhört, alle Menschen sollen einander gleich seyn! Es soll keinen Adel geben! ha, ha, ha!

„Blos einen Seelenadel."

Also, wenn ein Bauer eine edle That begeht, so ist er wohl mehr, als Jemand, der vierzehn Ahnen zählt! ha, ha!

„Es ist doch sonderbar, daß die Adlichen so sehr wider den Seelenadel sind, der etwas schwerer als der Geburtsadel zu erwerben ist. Sie scheinen dadurch zu zeigen, daß sie gar keinen haben. Wir Bürgerlichen besitzen ihn aber auch nicht, weil wir dem Adel die unbegrenzte Hochachtung zollen, durch welche ihr Stolz nur besteht. Nehmen wir unsere Kriecherey fort, so schwindet auch gewiß ihr Hochmuth."

In diesem Tone sprach er noch lange fort. Ich wand alles Mögliche an, ihn von seiner ungereimten Idee abzubringen. Allein bey ihm fruchtete es nicht, und endlich las er mir aus Ebert's und Funke's Naturgeschichte folgendes vor:

„Die Ursache der Vorzüge der spanischen Pferde liegt vorzüglich in den Vorfahren dieser Pferde, die von den arabischen abstammen, welche für die besten und schönsten Pferde in der Welt gehalten werden. — Man hat in Arabien dreyerley Racen von Pferden, die edle, mittlere und gemeine. Die edlen Racen führen ihr Geschlechtsregister, und Namen von vielen Ahnen her, und die Araber wenden die größte Sorgfalt an, um den alten Adel ihrer Pferde unbefleckt zu erhalten. Manche Stammbäume gehn bis 2000 Jahr hinauf, und die Araber behaupten, daß diese edle Race aus der Stuterey des Salomo stamme. Ein solches Pferd alten, edlen Stammes aber wird auch oft mit mehreren tausend Thalern bezahlt.“

Ich konnte nicht umhin, ihn mit dem Titel eines Esels und Ochsen zu beehren und die Thüre zu weisen. Ueberhaupt muß man sich mit solchen Leuten nie so weit einlassen. Sie können bey ihrer Gemeinheit gar nicht die Würde des Adels fassen. Von einem dunkeln Gefühl des Rechts geleitet, zollen

sie uns aber doch die Achtung, die uns gebührt.

Indessen kann ich es doch nicht leugnen, daß sein dummes Geschwätz mich eine Zeitlang verstimmte. Dann aber stieg der Stolz wieder in seiner ganzen Majestät empor, und ich wurde so großmüthig, daß ich sogar beschloß, die ausgestoßenen Schimpfwörter wieder gut zu machen. Wirklich war ich das schuldig, wenn ich einem Bürgerlichen nur einige Rechte zuerkenne. Er war der Liebling meines Vaters; immer hatte ich mit der größten Geduld seine Meinungen angehört, und den Scherznamen, den ich ihm gab: mein gelehrter Heinrich! nahm er halb als Ernst; er hatte es gar nicht übel gemeint — und mehr als alles das: ich wollte ihm zeigen, daß sein Geschwätz mich nicht ärgern könnte. Allein ich sehe jetzt wohl, daß ich die Schimpfwörter auf eine Art gut machte, welche mir gewissermaaßen Satisfaction geben sollte.

Zwanzigstes Kapitel.

Das beste Mittel, Schimpfwörtern das Beleidigende zu nehmen.

Heinrich! redete ich ihn an, als er wieder in die Stube trat, und ziemlich verdrießlich aussah, die Wörter Esel, Ochse scheinen Dich verstimmt zu haben, und wahrlich! ohne allen Grund. Du glaubst, der Adelstand enthielte nichts Vorzügliches; ich will Dir beweisen, daß die Titel Esel und Ochse nichts Schämenswerthes enthalten.

„Nun, und wie wollten Sie das anfangen?“ fragte er ganz neugierig.

Zuvörderst will ich Dir erzählen, daß ein Esel gar nicht ein solches Thier ist, daß sein Name beleidigen könnte. Die Dienste, welche er dem Menschen leistet, sind gar beträchtlich. Er trägt die schwersten Lasten; führt über die schlüpfrigsten Wege; die Milch der Eselinn vertreibt die Schwindsucht; und nach seinem Tode liefert seine Haut noch Chagrin, und

bey allen diesen Vortheilen, die er gewährt, behilft er sich mit Disteln und anderm Unkraut. Der Name eines solchen Thiers ist eher ein Ehrenname. Auch stand er bey den Alten sehr in Ehren. Der König Midas hatte ein paar Eselsohren; und Homer vergleicht Fürsten zu ihrer Ehre mit Eseln.

„Nun, mit dem Esel will ich es passiren lassen; allein der Ochse ist doch immer ein Schandname,“ meinte Heinrich.

Ey, behüte! die Ochsen haben von jeher in der Welt eine große Rolle gespielt. Die Aegyptier beteten einen Ochsen, Namens Apis, als ihren höchsten Gott an, gaben ihm einen ganzen Hofstaat, und tödteten den, welcher ihm Leides zufügte. Homer nennt die majestätische Juno nie anders, als die stieräugige; Jupiter verwandelte sich in einen Ochsen, um seiner Neigung zur Europa glücklichen Erfolg zu verschaffen; und die Königinn Pasiphae verliebte sich in einen Ochsen so sehr, daß sie den Minotaurus, ein Wesen, das halb Mensch, halb Ochs war, zur Welt brachte, und dieses Kind wurde mit schönen jungen Mädchen und Jünglingen gefüttert, bis der König Theseus ihm endlich den Hals abschnitt. Ochsen wurden bey jedem Triumphzug der Römer und andern Festen gebraucht, und den Ochsen verdanken wir das Wohl, das die heutigen Kuhpocken-Impfungen der Menschheit bringen,

und künftighin immer in höherem Grade bringen werden.

Nun, Heinrich, nicht wahr, der Name Ochse enthält noch mehr Ehrenvolles, als der eines Esels?

„Fast scheint es mir so, meinte Heinrich; allein ich empfinde bey den Wörtern doch noch so Etwas Widerliches.“

Ey, dafür ist auch Rath! Sprich beyde ein paar hundert Male nach einander ununterbrochen aus, und wenn Du bey ihnen noch irgend etwas empfindest, so will ich dieses auf meine Person nehmen.

Heinrich that es, und die Wörter schienen ihm alle Würde als Wörter verloren zu haben; „sie bedeuten jetzt gar nichts mehr,“ sagte er ganz freundlich, und ich empfehle dieses Mittel, Schimpfwörtern das Beleidigende zu nehmen, einem Jeden, dem daran gelegen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Was doch Reflexionen und Abentheuer Raum in einer Reisebeschreibung nehmen! Kaum bin ich etwas mehr als vier Schritte gereist, und die Beschreibung nimmt schon gegen hundert Seiten ein! Wenn das so fortgeht, so kann ich bey der Menge von Schritten, die ich in sieben Tagen zurückzulegen im Stande bin, ein so großes Buch schreiben, daß dem Johannes auch beym besten Appetit wohl der Appetit vergehn müßte, es zu verzehren. Leider darf ich aber nur eins von sehr mäßiger Dicke schreiben.

„Wie werden Sie denn alle Gegenstände Ihres Zimmers hineinbringen?"

Ja, das weiß ich nicht! — Und ich erschrecke fast, wenn ich der Abentheuer gedenke, die sich noch zutragen könnten. Jedesmal, wenn die Thüre sich öffnet, fahre ich zusammen. Wenn nun Jemand, denke ich mir dann immer, in mein Zimmer träte, und darin auf

falsche Nachweisung seine entschwundene Geliebte suchte, und mir, da er sie darin nicht fände, seinen ganzen Roman erzählte; oder wenn gar ein schönes unschuldiges Mädchen vom Lande, die mit ihren Aeltern gekommen wäre, sich nach meinem Zimmer verirrte, und so reizend wäre, daß ich mich ihr zu Füßen würfe, und ihr sagte, daß keine andere als sie es wäre, welche meiner Fantasie seit Jahren im magischen Schleyer vorgeschwebt; daß jetzt endlich der lange ersehnte Augenblick da sey, in dem ich ihr sagen könnte, daß ich nur für sie und nur durch sie leben könnte; daß ich auch schon glücklich wäre, wenn sie meine Liebe nur duldete, sie aber flehte nie von mir zu scheiden — kurz, wenn ich selber einen Roman spielte, oder sonst etwas vorfiele, dessen Beschreibung viel Raum einnimmt — was fange ich denn an?!

Jedoch tröste ich mich, so bald die Thüre wieder festgemacht ist, und Niemand anders als Heinrich hereingekommen ist, wieder damit, daß ich meinen Lesern nur eine Reise in meinem Zimmer und nicht eine durch oder gar um dasselbe versprochen habe, daß ich also mein Versprechen schon erfüllt habe, wenn ich auch nicht weiter als um vier Schritte käme.

Da ist schon wieder Jemand an der Thüre! — — Gottlob, es ist Heinrich!

„Ich habe eben fünf Bücher für 65 Kopeken gekauft," hebt er aber an. „Ach, es sind ganz vortreffliche Bücher! Ich habe mir auch eine eigene Bibliothek für sie errichtet. Wollen Sie sie nicht besehen, lieber Herr?!"

Da haben wir's! Da muß ich die vier gemachten Schritte vom Ofen zum Pulte noch zurück machen; denn hinter meinem Ofen befindet sich seine Bibliothek!

Zweyundzwanzigstes Kapitel.

Heinrich's Bibliothek.

Eben bin ich angelangt. Wahrlich, wenn meine Reise Kupfer haben sollte, so müßte mich der Maler in der Situation malen, in welcher ich mich jetzt befinde. Auf der einen Seite des schmalen Raumes hinter dem Ofen sitze ich, auf der andern mein gelehrter Bedienter, und zwischen uns beyden befindet sich die Bibliothek, ursprünglich ein alter Speisekorb, den aber jetzt die Ueberschrift der Berliner Bibliothek: Nutrimentum animi, nebst der deutschen Uebersetzung, Seelenspeise, ziert. Diese Scene, gut ausgeführt, müßte meinem Buche schon allein die zweyte Auflage verschaffen.

Ich glaube, wenn das Schicksal mich auch hinter den Ofen gebannt hätte, ich hätte unter solchen Umständen eine geraume Zeit froh leben, und wenn ich noch Feder, Tinte und Papier hätte, wohl noch tausend andere Men-

Geschlecht, und was die Vorzüge und den Ruhm der Vorfahren des heutigen Adels beträfe, so gründeten sie sich zum Theil auch auf Ahnen, und zum Theil auf Räubereyen. Haben sie aber auch einiges Gute gethan, so sey der jetzige Adel mit den Kartoffeln zu vergleichen, deren besserer Theil in der Erde steckt. Wenn die Abstammung Vorzüge giebt, so müßte man auch jenes Verfahren der Türken billigen, nach welchem auch der unschuldige Sohn, wenn der Vater gestohlen hat, die Todesstrafe leiden muß."

Ey, Dein Schulmeister ist ein Narr! Ist das erhört, alle Menschen sollen einander gleich seyn! Es soll keinen Adel geben! ha, ha, ha!

„Blos einen Seelenadel."

Also, wenn ein Bauer eine edle That begeht, so ist er wohl mehr, als Jemand, der vierzehn Ahnen zählt! ha, ha!

„Es ist doch sonderbar, daß die Adlichen so sehr wider den Seelenadel sind, der etwas schwerer als der Geburtsadel zu erwerben ist. Sie scheinen dadurch zu zeigen, daß sie gar keinen haben. Wir Bürgerlichen besitzen ihn aber auch nicht, weil wir dem Adel die unbegrenzte Hochachtung zollen, durch welche ihr Stolz nur besteht. Nehmen wir unsere Kriecherey fort, so schwindet auch gewiß ihr Hochmuth."

In diesem Tone sprach er noch lange fort. Ich wand alles Mögliche an, ihn von seiner ungereimten Idee abzubringen. Allein bey ihm fruchtete es nicht, und endlich las er mir aus Ebert's und Funke's Naturgeschichte folgendes vor:

„Die Ursache der Vorzüge der spanischen Pferde liegt vorzüglich in den Vorfahren dieser Pferde, die von den arabischen abstammen, welche für die besten und schönsten Pferde in der Welt gehalten werden. — Man hat in Arabien dreyerley Racen von Pferden, die edle, mittlere und gemeine. Die edlen Racen führen ihr Geschlechtsregister, und Namen von vielen Ahnen her, und die Araber wenden die größte Sorgfalt an, um den alten Adel ihrer Pferde unbefleckt zu erhalten. Manche Stammbäume gehn bis 2000 Jahr hinauf, und die Araber behaupten, daß diese edle Race aus der Stuterey des Salomo stamme. Ein solches Pferd alten, edlen Stammes aber wird auch oft mit mehreren tausend Thalern bezahlt."

Ich konnte nicht umhin, ihn mit dem Titel eines Esels und Ochsen zu beehren und die Thüre zu weisen. Ueberhaupt muß man sich mit solchen Leuten nie so weit einlassen. Sie können bey ihrer Gemeinheit gar nicht die Würde des Adels fassen. Von einem dunkeln Gefühl des Rechts geleitet, zollen

und Schreiben, das Gut zu brauchen und das Bös zu meiden.

In locos communes zusammen getragen Durch CHRISTOPHORUM Lehmann.

Ao. 1639.

„Was ist Ihnen aus diesem gefällig, fragte mich Heinrich. Hier kann man alles haben; es ist alphabetisch geordnet. — Ich habe Ehestand aufgeschlagen. Ist Ihnen das recht?"

Lies nur.

Der Ehestand ist der erste und allerheiligste Orden, den Gott selbst gestiftet, daraus alle andere Orden ihren Ursprung haben.... Die alten Römischen Kayser haben wohl die Welt zäumen, meistern und regieren können, aber so weiß und mächtig seynd sie nicht gewest, daß sie ihre Weiber hätten regieren können. Vnd geschieht noch heutiges Tages von hohen und niedern Regenten vnd Obrigkeiten nicht....

§. Ob in Heyrathen auf Schönheit zu sehn?

Klaus war der Meinung, weiß Brodt wäre besser, als schwarzes; je weißer, je lieber. Ein häßlich Weib ist wie ein Fleischer-Hausstock, ob er schon Tag vnd Nacht auf der Gassen steht, so wird er nicht gestohlen....

....Andere achten der Schönheit nicht, sondern meynen ein krumb, braun oder schwartz

Holtz giebt so viel Hitz als ein gerades und hübsches. Schwarze Trauben seynd so süß, als die weißen.....

Etliche seynd so widersinnig gegen die Schönheit, Gottes sondern Gab am Menschen, daß sie die verachten, schelten und sagen: Schön Fleisch ist schwerlich vor den Schmeiß-mücken zu behalten. Ein Schwan ist auch schön, und hat doch ungeschmack Fleisch.

Das ist scharmant, Heinrich, unterbrach ich ihn, der schon in Ekstase gerathen war und jede Sentenz deklamirte. Lies mir jetzt aus einem andern Buche vor; sonst kommen wir nicht durch: der schönen Sachen sind so viele.

„Dies dritte Buch," hub er im Schulmeistertone an, „betitelt sich so:"

Neueste und vermehrte
ACERRA PHILOLOGICA.
Das ist
Sieben Hundert
Auserlesene
Nützliche, lustige und denkwürdige
Historien und Diskursen
Aus
den berühmtesten Griechischen und Lateinischen Scribenten zusammengetragen &c. &c. &c.
Allen Liebhabern der Historien insonderheit der studirenden Jugend zu merklicher Uebung und Wissenschaft beförderlich.
Ao. MDCCXXVIII.

„Das ist ganz für Sie;" sagte Heinrich, „denn Sie sind ja ein Student" — und nun las er vor:

Lebendige Nasen und Lefftzen ansetzen.

Taliacot, ein sehr erfahrner und berühmter Italiänischer Arzt, hat zu unser Zeit einen sonderlichen künstlichen Griff erfunden, dadurch er an statt der abgehauenen oder abgeschnittenen, Nasen und Lefftzen wiederum ansetzen und wachsend machen kann, und solches aus der Haut oben am Arme nebst dem Schulter, da er so viel als nöthig, löset, und artig an den Ort, da die Nase gestanden, dabey bringt, füget und bindet, biß daß die abgelösete Haut fast an das Angesicht angewachsen: Welche er hernach formiret und schneidet, daß sie einer Nasen gleich wird, wie solches aus desselben Taliacotten Buch, hievon geschrieben, zu ersehen ist. Weil aber ein jeglicher die Schmerzen nicht dulden kann oder will, daß er aus seinem eigenen Arme ein Stück Haut oder Fleisch soll herausschneiden lassen, so sind wohl vor diesem Leute gefunden, die sich durch Geld darzu haben erkaufen lassen, daß sie ihre Arme dargereichet und geliehen, daraus dann die verstümmleten Nasen seynd wiederum ergänzet worden. Allhie fällt mir ein, was ich für diesem gelesen in der Steganographia. Es hatte sich ein grosser Herr auch eine Nase an-

setzen, und aus eines armen Mannes Arm herausschnitzeln lassen. Der Reiche gebrauchet sich seiner Nasen richtig und wohl etliche Jahr lang. Es begiebt sich aber, daß der Arme stirbt. Sobald dessen tödter Cörper anfähet zu vermodern und zu verfaulen, so verfaulet gleichfalls auch des Reichen Nase, wird stinkend, und fällt in kurzem ganz hinweg, will der Reiche wiederum eine Nase haben, muß er sich von neuem eine ansetzen lassen.

„Ich werde Ihnen noch eins vorlesen," sagte Heinrich, und las gleich fort, ohne meine Antwort abzuwarten:

Liebes-Bissen.

Ein Teutscher von Adel hat sich lange Zeit in der schönen Stadt Neapolis aufgehalten, und mit einer Hof-Dirne, derer Thür allen offen gestanden, brünstige Liebe gepflogen, so gar, daß sie geraume Zeit über sich aller anderer Gesellschaft enthalten, und allein dieses Teutschen abgewartet. Dieser wurde nun einstmahls nach dem Vaterhause entboten, konnte aber von der Bestie nicht entledigt werden. Endlich, als es mußte geschieden seyn, bittet sie ihn zur Mahlzeit, und setzet ihm zur Collation allerhand Zuckerwerk und Leckerbissen für, unter welchen ein Zelten, die sie ihm mit auf den Weg giebt, weil er aus Traurigkeit oder sonsten gefaßten Unlust nicht

essen wollen; damit nimmt er seinen Abschied nicht sonder vielfältige Thränen, weil sie sich seiner als ein Eheweib gehalten. Als er nun auf halben Weg nach Capua gekommen, fällt das Pferd unter ihm zu Boden, und will nicht wiederum aufstehen, er steiget ab, gürtet den Sattel auf, und zäumete den Gaul ab; er bleibt aber als halb todt liegen. In Ermangelung aller Labung giebt er dem Pferde die Liebes-Zelten, welche er von ihr auf die Reise empfangen, zu essen. So bald das Pferd solche in den Leib bekommen, steht es wiederum auf, und laufft zurücke nach Neapolis vor der Dirnen Thür, und zwar so schnell, daß es Niemand aufhalten konnte. Der Teutsche gehet hernach so geschwinde, als er konnte, fragte wo das ledige Pferd hingelaufen, und wird dahin gewiesen, wo er dann sein Pferd ganz rasend an die Thür schlagend gefunden, welches, als seine Geliebte herunter gekommen, auf selbige springen wollen, dadurch sie denn eröffnet, daß ihme vermeint gewesen, was dem Pferde beygebracht worden. Als er solches gesehen, hat er ein ander Pferd gemiethet, und Gott gedanket, daß er ihn für solchem Unglück behütet, weil er nicht allein seine Reise unterlassen, und der Dirne nachgelaufen, sondern auch gewiß rasend worden, und von seinen Sinnen kommen wäre, allermaßen dergleichen Liebesgetränke und Buh-

ler-Speisen solche Wirkung zu haben pflegen.

Moral: Man soll sich für böser Gesellschaft hüten, und sonderlich für Weibs-Personen in fremden Ländern. Viel haben die Weiber verführt, und in zeitliche und ewige Seelen-Gefahr gestürzet.

„Hier ist das letzte, aber auch das beste Buch," sagte Heinrich im wohlgefälligen Tone. „Es ist ein Reimlexikon von Grünewald. Da kommen alle möglichen Reime vor, und man kann, wenn man dies Buch hat, auf der Stelle dichten lernen. Der Herr Grünewald ist ein ganzer Mann. Hören Sie einmahl, welch ein schönes Gedicht er zum Muster aufgestellt hat; es ist eine Grabschrift."

Hier liegt begraben Hans Haschebrod.
Ich bitte Dich, Du lieber Gott,
Das ew'ge Leben, wollest geben mir,
Gleich wie ich wollt's geben Dir,
Wann ich wäre der liebe Gott.
Und Du wärest Hans Haschebrod.

„Ich habe nach diesem Buche auch einige Gedichte verfertigt," sagte mir Heinrich; „ist ihnen gefällig eins davon zu hören?"

Du ein Dichter! Lies vor, lieber Heinrich, ich bin ganz begierig, Deine Geistesproducte kennen zu lernen.

„Dies ist von allen das beste. Es ist eine Elegie auf die Trine. Das habe ich mit Rührung und recht aus dem Herzen gedichtet."

Du, die du gewachsen bist, wie ein Kartoffel,
Und singest wie eine Citrone,
O, sag! warum schlägst Du immer mit den Pantoffeln,
Mich, meiner ewigen Liebe zum Hohne!"

Scharmant! lieber Heinrich. Das Gedicht soll gedruckt werden.

„Ich kann Ihnen noch mit mehreren dienen, wenn es Ihnen gefällig ist —"

Nein, nein! ich habe an einem schon genug!

Dreyundzwanzigstes Kapitel.

Meine zweyte Reise vom Ofen zum Pulte.

Die Unsterblichkeit.

Die Hauptgegenstände auf dem Wege vom Ofen zum Pulte habe ich meinen Lesern schon beschrieben, und ich will Ihnen daher jetzt auf meiner zweyten Reise meine Gedanken beschreiben. Wir Schriftsteller können nicht einen Schritt thun, ohne etwas Großes und Erhabenes zu denken, und auf vier Schritte muß dies schon etwas Beträchtliches ausmachen. — Dieses Mahl nichts mehr und nichts minder, als daß ich die ganze Lehre von der Unsterblichkeit über den Haufen geworfen habe.

Wie ich das angefangen habe? so:

Als ich wieder in meinem Wagen war, stellte ich eine Vergleichung zwischen den Herren Grünewald, Christophorus, u. s. w., und Plato, Zeno, Horaz u. s. w. an. Ihr letztern werdet unbegrenzt verehrt, sagte ich, und über euch, Grünewald und Christophorus

ꝛc. kommt Achselzucken! Was habt Ihr davon? Alle gleich viel! nämlich alle nichts! Was ist daher die Unsterblichkeit? Ein Nichts; ein Phantom, gezeugt von der menschlichen Eitelkeit!

Ich ging weiter!

Was hat der Mann noch bey Lebzeiten von dem Ruhme der ganzen Welt? — Das Lob der Unbekannten giebt ihm nichts. Er denkt sich aber dieses Lob, und schafft sich dadurch Wonnegefühl. War die Handlung edel, durch welche seine Fantasie sich den Ruhm vormahlte, so ist dies Gefühl wahrhaft beglückend; war sie schlecht, so ist an kein wahres Glück des Gemähldes zu denken. — Seine Bekannten hingegen beurtheilen ihn geradezu nach seinem Herzen, und ihr Urtheil wirkt auf ihn auch nur in so fern wohlthuend, als er mit einstimmen kann in die gute Meinung seiner Bekannten. Worauf kommt also auch der ausgebreitetste Ruhm noch bei Lebzeiten, der Vorgänger der Unsterblichkeit, zurück? — Auf das Selbstbewußtseyn.

Das Herz ist der einzige wahre Maaßstab, wornach der Werth des Menschen zu bestimmen ist, und es kann auch keinen andern geben. Sollte der Kopf es seyn? Kann ein größeres Maaß von Naturgaben mir einen größeren Werth geben? Die Würde ist etwas selbst Erworbenes, nichts Erhaltenes.

Konnte die Natur auch so ungerecht seyn, dem einen auf Kosten des andern eine größere Würde zu geben. Die Anlagen, welche sie uns gab, sind Mittel zur Erlangung der Würde. Verschieden konnten sie nur der Art, aber nicht dem Grade nach seyn. Gleich werden sie bey aller ihrer Verschiedenheit dadurch, daß die Würde eines Menschen im Bewußtseyn der bessern oder schlechtern Anwendung dieser Anlage besteht.

Da es mit Ruhm und Unsterblichkeit eine solche Bewandniß hat, so sollten die Menschen bey allen ihren Handlungen doch mehr auf den stillen eigenen Beyfall sehen, als auf den Beyfall der ganzen Menschheit, da jener als Motiv edler, und als Maaßstab richtiger ist, als dieser.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zweyte Reise vom Ofen zum Pulte.

Der Tisch.

Mürrisch schien dieser mich anzusehn, und fast hörte ich die Worte: „Willst Du mir wieder vorbey? Hab' ich denn gar keinen Werth für dich, daß du auch nur einmahl bey mir außer der Zeit, da ich dir unentbehrlich bin, einkehrtest?"

Nun, nun, ich kehre gleich ein, antwortete ich, allein sag', was soll ich bey Dir?

Vergißt du denn ganz alle die Dienste, die ich dir erwies — wenn Freunde bey dir waren, und ich euch die Freudenbecher trug — wenn ich bey jeder deiner Schreiberey, sie mochte seyn, welche sie wollte, dir diente — und hundert andere Dienstleistungen? — Willst du mir, zum Lohn, nichts anders, als Narben und Tintenflecke geben?"

Warum soll ich's verschweigen, daß ich mit Wehmuth auf den Tisch blickte? Ihn um-

schwebten Schatten so mancher schön verlebten Stunden — Stunden, die vielleicht mir nie wiederkehren.

Um ihn war's, wo wir, guter E**r, noch vor einem Jahre bey einer Tasse Thee die rauhen Herbstabende verplauderten. Du bist fort. Du hast Deinen Nachen schon ausgesetzt auf dem Meere des Lebens. Ich gehe noch am Gestade umher, und sehe den Stürmen, den Klippen, den Brandungen und Strudeln zu, denen auch ich bald zu begegnen haben werde.

Um diesen Tisch war es, S**z, wo wir noch vor Kurzem am Tage Kenntnisse zu unserer künftigen Laufbahn sammelten, und die Abende in Gesellschaft Deiner Mutter, Deiner Schwester und unserer Freundinn A**e schnell wie Hochzeitsabende verliefen. Auch Ihr seyd fort — und ich nur allein bin zurückgeblieben. —

Wohl erkenne ich die Freuden, Tisch! die ich im Kreise von Freunden um Dich genoß, und andere Dienste. Doch, mit einem Deiner Dienste bin ich nicht ganz zufrieden; mit dem Dienste, den Du mir bey meiner Schreiberey leistetest. Höre ein Liedchen, das eine Dichterinn auf einen Deiner Brüder sang, und mache, daß man einst von Dir auch etwas Aehnliches singe:

Sophie an das Holz, aus welchem Göckings Schreibtisch gemacht ist.

„Gewiß hast Du in Deinem Leben
So manchem Vöglein Trost gegeben,
Das lang vor drohender Gefahr
In Deinem Schatten sicher war.
Dein schönes Leben zu belohnen
Mußt Du in diesem Tempel wohnen,
Und, statt nur Vöglein zu erfreun,
Die Ruhstatt eines Weisen seyn.“

Mein Tisch schwieg beschämt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Schlaf.

Ich fühle eine sehr große Neigung in mir, eine Abhandlung zu schreiben, und ich sehe nicht ein, warum ich dieser Neigung nicht nachgeben sollte. Meine Leser werden sie lesen, wenn sie Lust dazu haben, und mit der nämlichen Leichtigkeit, mit welcher sie eine Prise Taback nehmen, die Paar Blätter umschlagen, wenn es ihnen an Lust zum Lesen gebricht. Doch wäre es mir lieber, wenn sie dies nicht thäten, sondern meine Abhandlung läsen, sollten sie auch alle darüber einschlafen. Ja, das wäre noch das Beste, wenn dies geschähe. Denn so wäre das bewirkt, was bey einer jeden guten Abhandlung oder Rede bewirkt werden müßte, nämlich die höchste Theilnahme an den Gegenständen der Rede oder Abhandlung. Mein Gegenstand ist aber diesmahl kein anderer, als der Schlaf.

Ja Schlaf, dich wollte ich besingen, wenn ich Dichter wäre, wie du in Begleitung dei-

ner Schwester, der Nacht, die Erde in mächtigen Kreisen wohlthuend durchwandelst; wie nie dein rascher Lauf dich ermüdet, du immer und immer in vierundzwanzig Stunden den großen Weg durchläufst, und gleich und immer wieder von neuem beginnst; wie du auf deiner Wanderschaft deine Besuche nicht nach dem Stande, sondern nach dem Herzen einrichtest — oft vom Daunenbette des Reichen zum Strohlager des Bauren fliehst; wie du aber doch im Ganzen alle Geschöpfe liebend umarmst, wenn deine Schwester die Gegend in heiliges Dunkel gehüllt hat, und Zauberkraft aus dir in den Umarmten überströhmt, seine Abspannung verschwindet, und er neubelebt an Körper und Geist deine Zauberbande lös't; wie du dann wieder weiter, deiner Schwester nacheilst, oder noch verweilst. Hier liegt ein Gatte mit dem Tode ringend; Mutter und Kinder ringen um sein Bette die Hände wund; der Arzt hat ihn schon verlassen. Zu diesem Kranken fliehst du, nimmst ihn in deine Arme, Lebenskraft kehrt wieder, und die Thränen der Umstehenden verwandeln sich in Freudenthränen.

Da ich aber kein Dichter bin, so will ich ganz prosaisch zu Werke gehn, das soll hier so viel heißen, als historisch und philosophisch.

Unter die merkwürdigsten Beyspiele von wohlthätiger Wirkung des Schlafes gehört

dasjenige, welches uns Epimenides von Creta aufstellt, ganz besonders. Dieser berühmte Dichter und Gesetzgeber war früher so einfältig, als der Pater Mabillon in seiner Jugend. So wie auf diesen aber ein mächtiger Fall auf den Kopf, der noch die Vernichtung der letzten Kräfte in demselben zu drohen schien, aber so wohlthätig wirkte, daß er von Stund' an eine Helle des Geistes bekam, die ihm das Lernen der abstractesten Wissenschaften zum Spielwerk machte; so wurde Epimenides durch einen vierzigjährigen ununterbrochenen Schlaf, so sehr von seiner Dummheit geheilt, daß seine Weisheit nachher von der ganzen Welt angestaunt wurde.

Eine ähnliche Wirkung kann jeder Mensch an sich selbst, nur in geringerem Grade, finden. Wir alle stehn immer klüger auf, als wir uns niederlegten. Ja, sogar unser Herz ist besser geworden. So manche niedrige Leidenschaft, die am Abend unser Inneres durchglühte, ist am andern Morgen verschwunden.

Zehn Jungfrauen schliefen bekanntlich hundert Jahre hintereinander, und erst als sie erwachten, starben sie. Hier hat nur der Schlaf das Leben einer Jungfrau, das man bekanntlich im Allgemeinen nur höchstens auf funfzig setzen kann, um noch einmahl so viel verlängert.

Wie sehr Mangel an Schlaf schadet, da-

von finden wir im 52. Bande des Zedlerschen Universal-Lexikons auf der 113ten und der folgenden ein merkwürdiges Beyspiel.

„Also war in Leipzig," heißt es da, „ein Rechtsgelehrter, welcher von dem ersten Tage an, da er das erste Mahl mit seiner Braut zu Bette gegangen, bis an sein Ende dergestalt gewacht, daß er binnen 4 Jahren nicht 3 Stunden geschlafen. Dieser, ob er schon außer dem beständigen Wachen fast keine Beschwerung davon empfunden; sondern sich recht wohl befand: so verlohren sich doch allmählig mit der Zeit die Kräfte, und er verfiel in die Cachexie, und aus dieser in die Epilepsie, und dann in die Apoplexie.... Er legte zwar Küßlein mit Saffran angefüllt unter den Kopf, allein es half nichts.... Also fiel der Rechtsgelehrte auf die Gedanken, es müsse ihm einer einen Possen gespielt haben: weil er eben die erste Nacht, da er mit seiner Braut zu Bette gegangen, nicht schlafen können rc.

Wenn man solche erstaunliche Beyspiele von wohlthätiger Wirkung des Schlafes hört, möchte man da nicht mit Sancho Pansa ausrufen: „Gott segne den Mann, der den Schlaf erfand!" — Ja, aber wer ist denn dieser große Mann? Brucker sagt, Adam. Meinetwegen! — So sey du denn gesegnet, Adam, daß du einschliefst — nicht allein deswegen, weil wir dadurch auch heute schlafen können,

sondern auch, weil, wenn du nicht auf den klugen Einfall, dich schlafen zu legen, gerathen wärst, wir heut zu Tage kein Weib hätten.

Die Einwohner, besonders die Vornehmen der Inseln Tongabu sind sehr kluge Leute; denn sie verstehn die Kunst die gewöhnliche Schlafenszeit eines Menschen zu verlängern. Sie lassen sich nämlich, wenn sie einschlafen wollen, von ihren Dienern derb mit den Fäusten schlagen. Wenn sie eingeschlafen sind, was gleich darauf geschieht, müssen die Diener das Schlagen, nur langsamer, fortsetzen, denn dies behütet sie vor zu frühem Aufwachen.

„Nein, das sind dumme Teufel!“ sagt eine Stimme in mir, die — ich wette hundert gegen Eins — meinem alten Schulmeister zugehören muß, „das sind dumme Teufel! Sie halten den Schlaf für Leben.“ Das höhere Leben besteht aber in einer freyen Thätigkeit aller seiner Kräfte; im Schlafe ist dies nicht der Fall: folglich lebt man während des Schlafes nicht. Will man aber erfahren, wie viel es im ganzen Leben beträgt, wenn man z. B. täglich drey Stunden mehr, als erforderlich ist, schläft, so hat man folgende algebraische Aufgaben:

Erstlich, wieviel dieser Lebensverlust in einem Jahre ausmache?

Die drey Stunden, welche man täglich mehr schläft, als erforderlich ist, bedeuten a; die 365 Tage im Jahre seyen $= m^2 - b$; und

die Zahl 1095 sey $= \frac{n + (b - g)^3}{g}$: so hat man

$$a \times (m^2 - b) = \frac{n + (b - g)^3}{g}$$

das heißt 1095 Stunden.

Nehmen wir nun wieder für das gewöhnliche Menschenalter 60 Jahre an, und nennen diese or und die Zahl 65700 $= \sqrt[e]{\left(\frac{bc + ac}{a - b}\right)}$ so haben wir um die Zeit zu finden, welche diese Stunden im ganzen Menschenleben betragen, das Exempel:

$$or \times \left[\frac{n - (b - g)^3}{g}\right] = \sqrt{\left(\frac{bc + ac}{2a - 2b}\right.}$$

das heißt: 65700 Stunden.

Und diese 65700 Stunden reinen Lebens betragen, 12 Stunden (reinen Lebens) auf den Tag gerechnet, gerade 15 Jahr.

Also um so viel steht es in unsrer Gewalt, fährt die Stimme meines Schulmeisters fort, unser Leben zu verlängern. Wieviel Schönes, Großes und Gutes können wir während dieser Zeit nicht ausüben?! ruft sie aus.

Wenn man die Sache von dieser vernünftigern Seite betrachtet, so ruft man nicht mit Sancho Pansa, sondern mit dem göttlichen Plato aus: „Wer sich der Lebensweisheit befleißiget, der durchwache den größten Theil der

Zeit, das nur beobachtend, daß er nur so viel schlafe, als zur Gesundheit erforderlich ist, zu deren Erhaltung es nicht vielen Schlafes bedarf, so bald er nur wirklich erquickend ist."

Nun trete mir einer auf, und sage, daß ich bloß des Spaßes und nicht des Nutzens wegen schreibe! Ich habe jedem Langschläfer ein Präsent von funfzehn Jahren angeboten. Kann ich etwas dafür, wenn es vielleicht keiner von ihnen annimmt? —

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das Bett.

Da ich jetzt beym Schlafe bin, so kann ich auch füglich das Bett abhandeln; bin ich es doch ohnehin schuldig. Ich richte also meinen Weg vom Pulte zu dieser, meiner Meinung nach, heiligen Stätte, und die Hoffnung, daß die Beschreibung derselben meinen Lesern nicht ganz misfallen möchte, soll mir die Reise versüßen.

Ein Bett, in welchem wir fast ein Viertel unseres Lebens zubringen, verdiente wohl eine größere Aufmerksamkeit, als man sie ihm bisher schenkte. Nirgends in der alten oder neuen Welt findet man eine geschmackvolle und zugleich passende Bekleidung desselben, während für andere Möbeln doch so sehr gesorgt ist.

Ich habe versucht, diesem Uebel abzuhelfen. Allein damit nicht nur diejenigen meiner Le-

fer, welche Freunde vom Sonderbaren sind, Geschmack an der Dekoration meines Bettes finden; so müssen wir vor der Beschreibung desselben, den Sinn eines Bettes näher betrachten.

Das Bett ist das erste Plätzchen, das wir beym Eingange in diese Welt einnehmen: der Ort, wo unsre Mutter über unser Erscheinen die Schmerzen vergißt, und von wo aus wir den großen, wichtigen Gang zur Ewigkeit beginnen. Das Bett ist ferner der Ort, wo wir uns von unsrer bunten Erdwanderschaft erhohlen, und zum Wandern neue Kräfte sammeln. Das Bett ist endlich das letzte Plätzchen dieser Wanderschaft, der Ort, wo eine kaum zu ahnende Veränderung mit uns anhebt, wo die irdischen Ketten zerbrochen werden, und unser Geist sich in das Land erhebt, in dem das, was wir hier Wunder nennen, ganz gewöhnliche Dinge sind.

Ein dem Menschen so wichtiges Möbel verdiente wohl, dächte ich, seine ganze Aufmerksamkeit. Mit befranzten und betroddelten Gardinen ist der Character desselben nicht ausgesprochen, und doch müßte überall das Aeußere einer Sache seinem Innern entsprechen, wenn das Aeußere recht seyn soll.

Ich habe der Bekleidung meines Bettes die Gestalt einer blauen kelchförmigen Blume gegeben, um seine Verwandschaft mit der in

geheimnißvoller Stille mächtigen Pflanzen-natur zu bezeichnen.

Seine sechsfüßige Länge ist durch Zusammenschieben in eine von drey Fuß zu verwandeln. Dies geschieht des Tags. Ueber demselben ragt aus der Wand ein Eisen hervor, das durch seine Form Stengel und Blätter darstellt, und von diesem Eisen fällt bläulicher Tafft, die kelchförmige Blume bildend, herunter.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Monatsspiel.

Wohin soll ich jetzt meinen Weg richten? Mehrere Gegenstände laden mich zugleich ein, und meine Landstraße ist so gebahnt, wie eine Steppe. Gemälde, Tintenfaß, Geldbeutel und viele andere merkwürdige Gegenstände versprechen mir keine geringe Ausbeute. Allein ich will jetzt zu keinem von ihnen fahren. Ich fühle eine ganze besondere Regung in mir, wieder unter Menschen zu seyn. Zwar überfällt mich gewöhnlich in Gesellschaften ein kalter Schauder, der mich mit aller Gewalt wieder in meine vier Wände zieht; allein hier wird das kalte Wort und kalte Holz dem warmen Herzen auch bald wieder zu kalt, und man läuft wieder in die Herz und Kopf tödtenden Gesellschaften und läuft wieder zurück. So würde ich jetzt ein Paar Bogen meines Buches gegen hundert andere Bücher wetten, daß, wenn jetzt Jemand, wer es auch sey, in mein Zimmer träte, ich ihn bey den Rockschößen faßen, und ihn nicht eher aus meinem Zimmer lassen würde, als bis er wenigstens

ein Paar Stunden mit mir geplaudert hätte. Es kommt aber Niemand herein, und hinaus darf ich meiner Reise wegen nicht. Aber das ist mir unverwehrt, daß ich meiner Fantasie, die über Räumlichkeit erhaben ist, gestatte auf Reisen zu gehn, und das will ich auch. Ich selbst werde mich nicht von der Stelle rühren, und dann soll sie mir ihre Reiseabentheuer erzählen, und wenn sie interessant sind, so will ich sie Dir, lieber Leser! mittheilen.

Meine Fantasie nahm ihren Weg nach den schönen Gefilden des älterlichen Hauses; dorthin, wo an jedem Baume, an jedem Steine die Erinnerung einer frohen Stunde hängt. Das war mir nicht unlieb. Aber wie beschrieb sie mir ihre Reise? — In so kläglichen Tönen, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Ist darin wohl ein Fünkchen Menschenverstand, sagte ich, etwas Vergangenes traurig zu erzählen, besonders wenn es etwas Frohes war? Das Traurige muß froh erzählt werden, weil es vergangen ist; und über das Frohe wird man doch nicht jammern, daß man es besessen hat? Also Possen! froh muß erzählt werden, sagte ich zu meiner Fantasie, und sie that's, denn bey einem Streite, den wir noch vor kurzem hatten, da es noch nicht ausgemacht war, wer von uns beyden Herr im Hause wäre, habe ich es ihr deutlich gezeigt, daß ich es bin, und nicht sie.

„Nun, was hat sie denn erzählt?"

Sehr viel Interessantes für mich, lieber Leser, aber nicht für Dich. Ich begnüge mich mit jeder Kleinigkeit; allein Du verlangst Abentheuer, bey denen Einem Hören und Sehen vergeht, und die Haare zu Berge stehn. Ich will Dir daher Alles bis auf Eines verschweigen, das zwar für sich auch eine Kleinigkeit ist, aber für unsere Reise von grosser Wichtigkeit. Dies Eine ist folgendes:

Die Abende in meinem Aelternhause wurden gewöhnlich froh zugebracht. Sechs oder sieben Personen kamen in der Regel zusammen, und war der Zweck ihres Besuches auch nicht immer, froh zu seyn, so führte mein Vater sie, durch seine Kunst, alles das, was in Gesellschaften das Herzliche benimmt, wegzuscheuchen, auf diesen Zweck.

Unter die, welche Leben in die Gesellschaft brachten, gehörtest auch du ganz besonders, Amalie. Deine idealische Form interessirte schon einen Jeden; allein was warst du, wenn deine Seele sich zeigte? Dein Körper war nur ein Abdruck, ein Bild deiner Seele, wie die Natur ein Bild der Gottheit ist.

Einst gabst du mir, zur Strafe einer kleinen Neckerey gegen dich, eine Geschichte aus der Mythologie zu erzählen, auf. Ich erzählte die Geschichte vom lustigen Momus, wie ihm nichts in der Welt ganz recht gewesen wäre,

wie er selbst bey Göttterarbeiten genug zu tadeln gefunden habe, z. B. bey dem Hause, das die Minerva gebaut hatte, ihm das nicht recht war, daß man es nicht fortschieben könnte, wenn man einen bösen Nachbarn bekäme; oder gar beym Menschen, daß er kein Fenster in der Brust habe, durch welches man alle seine Gedanken sehen könnte.

Meine Erzählung machte Spaß. Es wurde viel über Vortheile und über Nachtheile der vorgeschlagenen Veränderung des Momus gesprochen und gescherzt, und auch jetzt wurde meine Fantasie ganz saumseelig im weitern Rapport ihrer Reise, und fing an, mir alle die Freuden der Ausführung des beweglichen Hauses und Brustfensters, mit den lebendigsten Farben auszumalen. Noch letzthin, sagt sie mir, als du das niedliche Mädchen mit den schönen schwarzen Augen, und sie dich ansah, wünschtest du so gerne zu wissen, was sie eben wohl von dir denken mochte. In deine Brust hätte sie dreist schauen können: sie klopfte laut und in jedem Winkel lauerte mit schalkhafter Mine ein Wunsch, ihre schönen Lippen zu küssen. Sieh, welche Vortheile hätte vielleicht ein Brustglas euch beyden nicht verschaffen können! Vielleicht, antwortete ich kalt, und aus dem beweglichen Wagen wollte ich auch schon Vortheile ziehn. Ich würde gleich nicht allein von meinen Nachbarn weg-, sondern zu

dir, Amalie, hinziehn, obgleich ich nicht Ursache habe, mich über meine Nachbarn zu beklagen, aber auch keine, mich zu erfreun — denn ich kenne sie gar nicht.

Doch, zurück in mein älterliches Haus! — Die Folge von den Debatten über die Vortheile und Nachtheile der Momusischen Vorschläge war, daß ein neues Spiel erfunden wurde. Laßt Einen aus der Gesellschaft den Momus machen, sagte mein Vater: Der muß an Allem, das ihm vorgelegt wird, etwas zu tadeln finden.

Der Erste, der zum Momus gewählt wurde, war Freund C**, und das, was er tadeln sollte, Amalie. Table mir an diesem Mädchen etwas! sagte mein Vater, der sie ihm zuführte. Der arme Junge suchte lange vergebens; endlich hatte er den Tadel gefunden: das ist an Amalien zu tadeln, sagt er, daß man nichts an ihr zu tadeln findet, und sich so tief unter ihr erblicket.

Jetzt kam Amalie zur Momuswürde. Armes Mädchen! du mogtest so gerne Alles entschuldigen; nun solltest Du an Allem etwas zu tadeln finden! Und was gab man dir zu tadeln? Nichts weniger als den Momus selbst! Mir wurde Angst für dich, und sieh! dein niedliches Köpfchen sank auf die Brust, die seelenvollen Blicke zur Erde, und der Tadel war da. Ey, er hat, sagtest du, indem er

zu sehr mit dem Fenster in der Menschenbrust beschäftigt war, vergessen, an die Fensterladen zu denken, die sich doch gewiß Jeder gleich angeschafft hätte.

Das ist das, was ich erzählen wollte.

„Das lohnte kaum der Mühe des Lesens."

Das glaube ich wohl; aber worauf führt diese Erzählung —?

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Traum.

Mit den Träumen ist es nicht eine so leichte Sache, als man sie jetzt gewöhnlich nimmt. Das ganze Alterthum glaubte an Träume, und selbst ein Alexander, Cäsar und Sokrates machten keine Ausnahme. Letzterer wollte die Unsterblichkeit der Seele aus Träumen erklären, das thue ich auch, aber auf eine andere Art. Nämlich so: Das Glauben an Träume ist ein Glaube an etwas Wunderbares, und der Glaube an etwas Wunderbares ein Ahnden, ein Vorgefühl des künftigen Besitzes der jetzt von uns sogenannten Wunderkräfte. An merkwürdigen Träumen fehlt es nirgends. Zu den merkwürdigsten gehört wohl unstreitig der Reinholdische. Reinhold träumte nämlich einmahl die Deduktion der Kategorien, und dieser Traum enthielt viel mehr als Reinhold vorher von der Deduktion wußte; er setzte ihn auf, und so entstand das bekannte, vortreffliche Werk der Deduktion der Kategorien.

Ich habe auch einen Traum gehabt, und

wenn er meinen Lesern nicht eben so merkwürdig vorkommt, als der Reinholdische, so muß ich ihn nicht richtig aufgeschrieben haben.

Die Bilder der Erinnerung der goldenen Vergangenheit beschäftigten mich gestern den ganzen übrigen Theil des Tages, und stiegen mit mir zu Bett. Ich erinnere mich noch deutlich, wie sie im Halbwachen vor der Seele auf und nieder stiegen, sich veränderten und wunderbare Gestalten annahmen. Dann schlief ich ein, allein bald träumte ich und der Traum enthielt nichts weniger, als die Erfüllung des Momusischen Vorschlages, in die Brust des Menschen ein Fenster zu setzen. Wahrlich, ein schöner Traum! Ich würde ihn nicht um alle Träume der Welt fortgeben. Wie ein anderes Wesen erschien ich mir, versetzt in andere Welten. Jeder Gedanke der Menschen war mir aufgedeckt, keiner entwich mir. Ich durfte nur in sein Fenster gucken, und die ganze Seele mit allen ihren Rädern und Federn lag aufgedeckt vor mir da.

Der Traum selbst war folgender:

Es war ein schöner Frühlingsmorgen. Die Natur schien ein Fest zu feyern. Es war Sonntag. Die Glocken des irdischen Festes stimmten herrlich in jeden Laut des allgemeinen Naturchorals, und im Innern des Menschen tönte es harmonisch wieder. — Ich ging in die Kirche.

Kurz vor derselben, da wo der volle Ton der Orgel den Kommenden begrüßt, begegnete ich einer Dame. Sie sollte der erste Gegenstand meiner Beobachtung seyn. Ich blieb etwas stehen, damit sie mir vorbey gehen sollte; „Ob heute doch Viele seyn werden?" denkt sie eben, als sie in die Kirche tritt. — Ich folgte.

Die Predigt war schon angegangen. Der Redner war unser edler L**. Entschleiert auch von der leichtesten Hülle erschien mir seine Seele reiner als je. Jedem Worte, das dem Munde entwich, entsprach eine innere, wahre Empfindung. Der Kanzel gegenüber spielte die Sonne in goldenen Farben an der Wand.

Gleich nach meiner Ankunft erschien neben mir ein Stutzer, versehn mit Chapeaux=bas und Lorgnette, die eine Hand in die Hosentasche gesteckt, mit der andern den Hahnenkamm zurechtmachend, im Gesicht den Ausdruck des Bewußtseyns hoch über alle Anwesende ragender Größe. Seine große Seele haschte gleich beym Eintritt in die Kirche nach schönen Gesichtern. Da aber der Ausdruck einer schönen Seele auf sonst gewöhnlichen Gesichtern ihm nichts war, so suchte er lange vergebens. Endlich lagerten sich seine Blicke auf einer Dame, die von der Aspasia weiter nichts, als einen geringen Antheil ihrer Gestalt und einen großen ihrer Freyheiten hatte. Dieser

Wuchs, dieser Busen, dieser verzehrende Feuerblick entzückt meinen Stutzer: „Das Weib ist herrlich, himmlisch!“ — Ich kehrte mich weg.

Die Störung, die mir der Anblick so vieler geöffneten Seelen verursachte, und die Einladung, diesem interessanten Anblicke nicht zu widerstehn, waren zu groß, als daß ich großen Theil an der Predigt hätte nehmen können. Nur einzelne Bruchstücke vernahm ich von Zeit zu Zeit, z. B. das:

„Wie so häufig sind die Freuden, die die Natur uns auf so mannigfaltigen Wegen beut, und wie groß ist jede einzelne, wenn man sie aus dem rechten Standpunkte, in allen ihren Beziehungen, betrachtet!“

Ich sah bey diesen Worten einer meiner Nachbarinnen eine Thräne ins Auge treten. Armes Weib, dachte ich, Dich mögen wohl namenlose Leiden drücken, die bey Erwähnung der Freuden Anderer nur schwerer auf die Brust fallen. — Sieh! es war das in Dank gegen den Geber alles Guten überströmende Mutterherz, daß erst vor einigen Wochen den Erstling ihrer Liebe an sich drückte, und die Thräne war eine Freudenthräne. Sie betete innig in Dank für die überschwängliche Freude — im Bitten für das Wohl ihres Kindes, für das ihres Gatten und des ganzen Menschengeschlechts. Heiliger Anblick! — Ihr

nebenbey stand der Gatte in ähnliche Gefühle versunken.

Eben erhielt ich ein paar neue Nachbarn, ein paar Herren, die eben hereintraten. Sie bedeckten ihre Gesichter mit ihren Hüten, wie das gewöhnlich nach dem Eintritt in die Kirche geschieht, um desto ungestörter das Vaterunser beten zu können, oder vielmehr, wie es jetzt heißen sollte, um das andachtslose Gesicht nicht sehen zu lassen. — Ich sah in des Einen Brust. Er plapperte das schöne, heilige Gebet so gedankenlos her, wie ein kleines Kind, das es auswendig gelernt hat. — In des Andern Brust war anfangs völlige Ruhe, dann dachte er: ob es nicht schon Zeit seyn mag, den Hut vom Gesichte zu nehmen?"

Neben ihnen saß ein Mädchen, ungefähr dreyßig Jahr alt. Sie schien in Gedanken vertieft. Ich guckte ins Fenster.: „Es wäre kein übler Mann, der junge W**. (Er saß nicht weit von ihr.) Er sieht ziemlich gut aus — wird einmal Prediger — Halt! Heute Abend soll er bey R** seyn. Ich will doch versuchen. Er soll die Stillen, Nachgebenden, Unschuldigen und Naiven lieben. Ich will so still, so nachgebend, so unschuldig und so naiv seyn, daß es mit einem Wunder zugehen sollte, wenn er sich nicht in mich verliebte."

Ich wand meine Blicke von der zu Abend unschuldig seyn wollenden fort, und ließ sie un-

her umherirren, bis irgend ein besonderer Gegenstand sie fesselte.

Es war die Dame, der ich beym Eingange in die Kirche begegnet war. Ich wunderte mich, wie ich sie bisher übersehn hatte, da sie mir ganz nahe saß. Sie bemerkte es bald, daß ich sie ansah, ohne daß sie mich gerade ansah, wie dies die Damen gewöhnlich thun. Ich wußte meinerseits wieder aus ihrem Bestreben, sich so zu stellen, als bemerkte sie mich gar nicht, daß sie mich bemerkte.

Aus solchen Verstellungen läßt sich überhaupt das Innere der Damen ganz besonders kennen lernen, und um so leichter, je mehr sie wähnen, es sey nichts leichter, als eine Mannsperson zu hintergehn. Bey Manchem meines Geschlechts mag dies der Fall seyn, allein nicht bey Allen, ich glaube nicht einmahl bey den Meisten. Wir Männer sind zwar ursprünglich durch unsern geraden Sinn etwas unbehülflich, allein durch Uebung kann unser Geschlecht einen Vestris aufweisen, wie das weibliche eine Vigano. Und an Uebung in der Damenkenntniß, lassen Sie es, meine Damen, nicht fehlen, selbst dem ersten Anfänger nicht. Was ist natürlicher, als daß bald ihre Verstellungen uns weniger täuschen, als die wahren Aussprüche Ihres Herzens. Bey fortgesetzter Praxis gelangt man bald zu der Stufe, da man die Umstände kennen lernt, unter wel-

chen Sie sich verstellen, und dann ist es um Ihr Inneres geschehen, wenn wir es uns auch nicht merken ließen. Uebrigens kann ich es Ihnen versichern, daß es auf Männer, besonders auf die, bey denen das Streben nach Wahrheit lebendiger ist, als bey andern, also auf die besseren, einen höchst widerlichen Eindruck macht, ein Frauenzimmer auf einer Verstellung zu attrapiren, da er ihr keinen andern Namen geben kann, als den der Unwahrheit, die ihm um so unangenehmer seyn muß, da von Reinheit der Seele eines Frauenzimmers sein Glück abhängt. Haben Sie daher, Madame oder Demoiselle, eine Mannsperson, deren Gunst zu erlangen oder zu erhalten Ihr Wunsch ist; so kann ich Ihnen kein besseres Gegenmittel dafür geben, als sich zu verstellen, und kein besseres Mittel, Ihren Herzens-Wunsch erfüllt zu sehn, als sich zu geben, wie Sie sind, was Ihnen ja ohnehin nicht schwer werden kann, wenn Ihr Herz rein und gut ist, und so verstockt gegen das Reine und Gute sind wir Männer doch nicht, daß es uns selbst im Weibe nicht rühren sollte.

Doch verzeihen Sie meine Exkursion.

Mein Blick fiel jetzt auf ein junges Mädchen, das eben im Begriffe war, mich anzusehn. Ihre Blicke fielen, als hätten sie sich an den meinigen versengt, auf das Gesangbuch. Ich eilte mit den meinigen, ihren Ge-

danken nachzuspüren, in ihre Brust. Was dachte sie? — Nichts! Ich habe mehrere Beyspiele der Art gehabt. Männer und Weiber dachten oft, wenn sie die gedankenvollesten Minen hatten — nichts.

Dem Mädchen nebenbey saß ein ziemlich beleibter Mann. Er sah nachdenkend und ziemlich andächtig aus. Ich war neugierig, seine religiösen Empfindungen kennen zu lernen. Siehe da! er berechnet eben den Vortheil eines Handels, den er gestern geschlossen hatte. „Auf ein Löf 50 Copeken Vortheil — machen auf 750, 37500 Copeken. Lasse ich aber den Roggen ein halbes Jahr liegen, so —"

Ich wandte meine Blicke von dem Kaufmann weg und zu einer Dame, die gleich hinter dem Kaufmanne saß, und unter allen Anwesenden wohl die andächtigste Mine hatte, die schwarzen, großen, unstät umherirrenden Augen abgerechnet. Ihren Kopf und halben Körper umhüllte ein schöner Schleyer, welcher der Heiligen etwas Aetherisches und Geistiges lieh. Ich war neugierig, eine ganz religiöse Stimmung kennen zu lernen, und guckte, gerade als ihr Blick von der Decke auf das Gesangbuch gefallen war, hinein. „Nun jetzt sehe ich doch gewiß recht andächtig aus," denkt sie. „Der Schleyer paßt dazu ganz vortrefflich! Die Mutter meinte, ich sollte ihn zu Hause lassen. Ey, das verstehen wir wohl besser,

Mamachen! Ach, daß ich jetzt nicht sehen darf, wie die Männer mich bewundern —" in diesem Tone ging es noch so lange fort, bis sie sich von der Predigt ganz entfernt hatte, und sie nun nach allen Seiten Faden der Coquetterien sandte, und sich in die Mitte des Gewebes als Spinne lagerte und auf Fang lauerte.

Der Heiligen nebenbey saß, zum grellesten Contraste, ein Mädchen, das schon seit einiger Zeit meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Ihr geistvoller und doch so sanfter Blick, ihr schöner Körper fesselten mich an sie, obgleich ich sie nie gesprochen hatte. Jetzt konnte ich in die kleinsten Falten ihres Herzens dringen; keine Neigung, keine Triebfeder war mir verborgen. Und was sah ich? — O, großherziges Mädchen! nun kann ich es mir erklären, wie du so stark auf mich wirktest. Bey diesem Enthusiasmus fürs Große, Gute und Schöne, bey dieser Herzenswärme und Herzensgüte muß dein Blick, dein ganzes Wesen etwas haben, das unwiderstehlich anzieht. Reizender Anblick, dem Spiele einer solchen Seele in allen ihren Windungen bis zum Umgange mit der Gottheit folgen zu können! Nie werde ich das Gefühl vergessen, das ich hatte, als ich sah, wie du betetest. Du warst kein Mensch mehr, ein Engel, entkleidet von allem Irdischen, wie der es seyn

muß, der wirklich Umgang mit Gott pflegt. Glücklich der Mann, der dich einst in seine Arme schließt, dachte ich, und konnte mich eines Seufzers nicht erwehren. — Allein, was sah ich jetzt! Sie liebt! Sieh! in ihr Gebet mischt sich die Gestalt ihres Liebhabers; in jeden Gedanken webt sie sich ein. Sie ahndet es nicht; sie betet Gott an, und wähnt nur Gott in ihrer Seele, aber ach! nun ist es ganz der Geliebte, den sie anbetet. — Nun wird sie es gewahr — sie erschrickt. — „Was habe ich gethan! Ich wollte Gott anbeten, und betete dich an, Eduard! Vergieb, Vater im Himmel! Ach ich bin eine arme Sünderinn! — Wen lieb ich mehr, Jesus oder Eduard? — Ach, vergieb Vater! ich liebe ihn mehr, als dich selbst! Vergieb, Vater, der schwachen Sünderinn! Ach Gott! — und nun schwamm ihr schönes blaues Auge in Thränen, und ihr Ganzes ward zum schmerzhaftesten Gefühle der sich bewußten Schuld. Tugendhaftes Mädchen! glücklicher Eduard! rief ich im Innern aus, und wollte nichts mehr in der Kirche sehn, und ging hinaus.

Um mit meiner Ausbeute meine Leser zu unterhalten, bedürfte es gerade keiner großen Kunst, allein ich muß es schon des Raumes wegen, wie manches Andere, unterlassen. Schon scheint auch die Laune dazu zu mangeln. Ich sitze traurig da, und sehe, wie

eine Blüthe meines Lebens nach der andern hinschwindet, und die Wehmuth immer näher und näher zu mir tritt und mir den Weg zum Grabe weisen will.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die heilige Locke.

Eben legte ich mein Tagebuch aus den Händen, das die merkwürdigsten Auftritte aus meinem Leben enthält. Ein anderer Gegenstand mag mich aber jetzt beschäftigen, — diese kleine elfenbeinerne Dose, in welcher eine silbergraue Locke des großen — Kant liegt.

Wie ich zu dieser Locke gekommen? fragst Du, Leser, und glaubst schon, es sey durch eine Art von Wunder geschehn. Kurz so:

Vor ungefähr acht oder neun Jahren, brachte mich mein Vater auf eine Schule nach Königsberg. Um diese Zeit starb Kant in dieser Stadt.

Sein Leichnam ruhte, da es Winter war, mehrere Wochen auf den Werken seiner großen Seele, und während dieser Zeit war das Zimmer vom Morgen bis zum Abend so besetzt, daß viele Personen weggehen mußten, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, die Mittagsstunde von 12 bis 1 ausgenommen. In dieser fanden sich nur Wenige, oft Niemand, ein. Diese Stunde wählte mein Vater oft,

um an die Stätte zu gehn, wo die heilige Hülle des großen Unsterblichen ruhte, der auch sein Lehrer gewesen war. Er weilte dort gerne. Ich erinnere mich noch deutlich, wie er jedesmahl wehmüthig und ehrerbietig hineintrat, dann die Leiche, ohne das Auge abzuwenden, ansah, immer heiterer wurde und in dieser Stimmung das Zimmer verließ. Die Leiche war die Sonne, welche die Nebel, die Alltagsleben um ihn trieben, vertrieb. Es war, als käme dieser Trost aus dem Anblick des grellesten Contrastes zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit; durch den aufgeregten Gedanken an ein ewiges Leben, und durch den Hinblick auf seinen eigenen alten Körper.

Als wir zum erstenmahl in das Haus des Verstorbenen traten, kam uns ein altes Mütterchen entgegen, dessen Aeusseres zu zeigen schien, sie wäre eine Dienerinn im Hause gewesen. Mein Vater fragte sie nach dem Zimmer, in welchem die Leiche sich befände. „In diesem Zimmer nebenbey,“ antwortete das alte Mütterchen, „in diesem liegt mein seeliger Bruder.“ — Mein Vater war erstaunt in ihr eine Schwester des großen Kant zu sehn. „Ich bin die Frau eines Schuhmachers,“ antwortete sie, allein mein Mann ist schon seit 5 Jahren tod. In einem Gespräche über die prachtvolle Beerdigung ihres Bruders fing sie an zu weinen, und schluchzend sagte sie: „Mein

Bruder verlangte auf seinem Sterbebette eine ganz stille Beerdigung — aber die Studenten! die Studenten! —"

Als mein Vater zum letztenmahl hinging, bat er sie um die Erlaubniß, eine Locke von dem Kopfe ihres seeligen Bruders abzuschneiden. Sie willigte gern. Mit zitternder Hand näherte sich mein Vater dem erkalteten Haupte, schnitt eine Silberlocke ab, und eine Thräne fiel, gleichsam als Ersatz für das Entwandte, auf die Stelle, wo die Locke abgeschnitten war. Mit einem Blicke voll tiefen Gefühls nahm mein Vater auf ewig Abschied von der Leiche, ging ohne ein Wort zu reden nach Hause, und in einer elfenbeinernen Dose ward die Locke als Heiligthum aufbewahrt.

Als ich vor anderthalb Jahren die Universität bezog, er mich zum Abschiede umarmte, kein Wort sprechen konnte, seinen grauen Wimpern aber Thränen entfielen, drückte er mir die Dose in die Hand, und gab sie mir mit.

Ich verstand Dich, Vater! Du verlangtest nicht, ich sollte ein Kant werden; das konntest Du nicht verlangen. Allein Du verlangtest, ich sollte rastlos nach der Ausbildung meiner Kräfte, so schwach die Natur mir sie auch gab, streben, und das will ich; dazu soll mir die Locke ein schöner Spiegel eines erhabenen Musters seyn!

Dreyßigstes Kapitel.

Der Brief.

Eine schwere Stunde für mich naht. Ich habe sie immer, so oft sie sich mir aufdrang, aufgeschoben; allein sie muß doch immer einmahl kommen — — Gott Lob! ein kleiner Aufschub ist wieder da! Der Postillion bringt mir einen Brief — er ist von meinem Vater —

„Lieber Sohn!"

„Wenn man mehr als siebenzig Jahre in dem Labyrinthe dieses Lebens umhergeirrt hat, und während eines großen Theils dieser Zeit auf das Stoßen und Treiben und Trachten der Menschen Acht gab, so müßte man wohl dahin gekommen seyn, einzusehn, daß wahres Glück nur im Innern zu finden sey, (wo es leider so wenige suchen); und daß der Mensch dann auf der höchsten Stufe seines irdischen Daseyns erscheine, wenn er nicht nur dieses Glück für sich zu erlangen strebt, sondern das Glück Anderer ihm eben so sehr, als sein eigenes,

am Herzen liegt, und es ihm dieselbe Freude macht, Andern wahres Glück zu verschaffen, als sich selbst. — Daher ist das Glück des Gatten und Vaters so unendlich viel größer, als das des einzeln Lebenden. Die Seelen des Gatten, der Gattin, der Kinder, die alle in Eins geschmolzen sind, haben an Umfang gewonnen: sie können mehr fassen."

„Lieber Fritz! verlasse auf einige Zeit Deine Universität, und reise zu Deinen Eltern, damit sie ihr Glück lebendiger fühlen, und Du in ihrem erhöhten Glücke Dich auch glücklicher fühlest. Die Ferien sind ja ohnehin da; Reisegeld erhältst Du hier. Erhohle Dich in den Armen Deiner Eltern von Deinen Arbeiten. Auch ist für Deinen jugendlichen Sinn Stoff hier. Die S**sche und L**sche Familie ist jetzt in unserer Nachbarschaft. Die reifern Gedanken schenke Deinen Eltern, die leichtern der Jugend."

„Ich umarme Dich in Gedanken herzlich."

„Dein Vater."

Dieser Brief, zu einer andern Zeit erhalten, hätte eine Freude in mir bewirkt, die sich in Muthwillen geäußert hätte; jetzt bewirkte sie eine, die sich kaum als solche ankündigte. Mit vieler Gleichgültigkeit schickte ich meinen Heinrich zum Posthause, um zu Morgen früh Pferde zu bestellen.

Ihr verzeiht, theure Eltern! diesen anschei-

nenden Kaltsinn. Ihr kennt meine Liebe zu Euch, und vermuthet gewiß einen Grund, den Ihr billigen könnt.

O, der Brief hätte mir immer, wie sonst, unbegrenzte Freude gemacht, läge nicht neben Kants Locke noch eine, die nicht schneeweiß, wie jene, ist, aber kastanienbraun; die nicht einem Kant, aber Dir, Amalie, gehört — er hätte mir immer die Freude gemacht, wäre nicht heute der Tag, Amalie, an dem Du starbst! — Ich halte die Locke in meiner Hand, und was geht in meiner Seele vor?! —

Einunddreyßigstes Kapitel.

A m a l i e.

Amalie, laß mich noch einmahl diese Thräne auf Dein Grab weinen! Laß mich noch einmahl Dir sagen, daß mit Dir auch alles von dieser Erde geschwunden ist, was mir den Aufenthalt auf derselben wünschenswerth machen könnte!

Vergangenheit, wo bist du hin? wo seyd ihr, seelige Stunden heiliger Liebe? — Hingeschwunden ins Meer der Ewigkeit. Nie kehrt ihr wieder — nie werde ich glücklich seyn!

Die Leiden, die Du etwa haben könntest, Amalie, deckt die kühle Erde. Dein Geist schwebt in dem Lande, wo keine Klage mehr ist und die Freude ewig dauert. Ich allein irre nur noch umher in dem Labyrinthe dieses Lebens, wo ich nichts weiter habe, als den Rasen, der Dich deckt; wo alles mich an die Zeit erinnert, da Dein Blick noch in dem mei-

nen ruhte, Dein Herz an dem meinen schlug. Eine Freude habe ich nur, und diese gäbe ich um alle Kronen nicht fort. Wenn die Natur mit ihrer ganzen Herrlichkeit kalt mir vorüberzieht, wenn das Erstlingslied der Lerche im Frühlingsäther und die ganze jubelnde Natur mich nur trauriger stimmt, dann aber ein Mayregen erquickend auf die schmachtende Flur fällt: dann sehe ich zu den Sternen hinauf und denke: Vielleicht weint auch sie eine Thräne ihrem verwaisten Fritz! und mir wird wohler. Vergieb Amalie, daß ich in Deinem Schmerz meine Freude suche. Allein, wenn Du dieses zerrissene Herz sehen kannst und noch Antheil nimmst an mir; so kannst Du nicht anders, als weinen.

Amalie, gedenkst Du noch der Zeit, da wir uns zuerst erblickten, da plötzlich Liebe und Gegenliebe in uns entbrannte — jener Seeligkeit, da Brust an Brust und Lippe an Lippe gedrückt, wir nicht ahndeten, daß es je anders werden könnte, daß ein Herz zu Erde das andere zu unnennbarer Qual werden würde — jener Zeit, da wir in nächtlicher Stille in heiliger Unschuld bey einander saßen, weil Deine Verwandten, die nicht Liebe, sondern nur Reichthum und Rang kannten, Dir verboten hatten, mich zu sprechen — Jenes Herbstabendes — des letzten, den wir genossen — da ich Dich unvermuthet auf einem

Spaziergange antraf, wir dem herrlichen Sonnenuntergange zusahen, Dein Auge sich verklärte, Du an meine Brust sankst und weintest und nicht aufhören konntest zu weinen. — Da fühltest Du schon, daß die Trennung heran nahte — Fließet, Thränen, fließet, bis keine Kraft mehr in meinem Körper ist; und Du, allgütiger Vater, laß mich bald in jenes unbekannte Land hinüber, damit ich wieder bey ihr sey, und das empfinde, was man sich nur von der höchsten Seeligkeit träumen kann. Was soll ich mehr hier, wo mich nichts mehr lockt, nichts erfreut? Die wenigen heiteren Augenblicke, die ich genieße — o, es ist unächtes Gold und der natürlichen Stimmung der Seele abgetrotzt vom regen Streben der Natur, ihre Geschöpfe glücklich zu sehn.

Amalie, wann werde ich bey Dir seyn? — Bald vielleicht! Es ist mir, als nahte die Zeit. O, bald, Amalie, bin ich vielleicht bey Dir!

Zweyunddreyßigstes Kapitel.

Die Pferde sind vor der Thüre, die Reisesachen schon in dem Wagen. Ich stehe vor Dir, freundlicher Leser, mit dem Hute in der Hand und mit Wehmuth im Blicke. Habe ich nur einige frohe Augenblicke Dir geschaffen, so ist mir wohler. Ich selbst habe keine Freude mehr; sie besteht nur in der Freude Anderer. Hast Du nur in Etwas mich lieb gewonnen, so wünsche mir eine glückliche Reise. —

Ihr thut es gewiß, Ihr Unglücklichen, denen gleiches Schicksal die Freuden dieses Lebens versagte. Wir treten zusammen in den Kreis, den Trauerflor umhüllt, und in dem nur dumpfes Klagegestön ertönt. Unsere Thränen fließen in einander, und uns wird wohler.

Doch sagt, wozu der Trauerflor? — Damit alles durch den beflorten Thränenblick schwärzer nur erscheine? Haben wir der Leiden nicht genug, daß wir noch neues uns schaffen, und das alte erhöhn?

Legen wir den Flor ab, und sehn unser Leiden, wie es ist, und öffnen unser Herz auch der Freude! Sollte nicht noch manche Blume uns blühn; Manches uns winken? Sollte die Gottheit uns aus ihrem unendlich großen Reiche der Schöpfung blos den Wermuth gereicht haben? — Und es sey; es blühe keine Freude uns mehr; so laßt ins Innere uns kehren, wenn das Aeußere stürmt. Da ist kein Herbst, kein Winter; nur ewiger Frühling. Dort blühen in ewigen Reizen himmlische Blumen. Laßt diese uns pflücken! Laßt das Gefühl für Recht und Gut immer uns erhöhn; laßt Gutes uns thun, so viel wir nur können, und im Andrange des Aeußern laßt uns unser Höchstes nicht vergeuden, unsere Freyheit. Laßt uns unsere Abstammung von der Gottheit bewähren im Siege des Kampfes mit dem Aeußern!

Darum, Brüder der Trauer, verlassen wir den Flor, und treten aus unserm Kreise in den großen der ganzen Menschheit! Laßt dort jede Blume uns pflücken, die freundlich ihr Haupt zu uns neigt, und neue aussäen, und treten wir zusammen mit unsern übrigen Erdbrüdern in jenes Land, wo keine Klage mehr ist und die Palmenkrone unser harret!

